

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

The illustration depicts John Sinclair, an elderly man with a long white beard and dark hair, wearing a dark, heavy coat. He is shown in profile, sitting on a dark, jagged rock. His hands are clasped together in his lap. The background is a fiery, orange-red landscape with jagged, yellow lightning bolts striking down. Several demonic, horned creatures are visible in the background, some appearing to be in motion. The overall atmosphere is dark and ominous.

Geister- Dämmerung

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Geister-Dämmerung

John Sinclair Taschenbuch Nr. 60

von Jason Dark

erschienen am 11.03.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Geister-Dämmerung

Urplötzlich öffnete das Pandämonium seine Pforten. Zum allerersten Mal durften Menschen einen Blick in diese Welt des Schreckens werfen. Ich gehörte zu den Auserwählten, sah die Reiche der Finsternis entstehen und vergehen. Entdeckte den Ursprung des Feuers, die stummen Götter und die großen Alten. Und ich sah im Inferno dieser Welten einen Mann sitzen und stumm beobachten, wobei ich glaubte, ihn, den man den Seher nannte, zu erkennen...

»O neiiiiinnnn...!«

Der langgezogene furchtbare Schrei des Mannes hallte über die eisige Gletscherlandschaft, traf als Echo die kahlen Felsen der uralten Berge, wehte über Schneefelder hinweg und fegte als unheimlich klingender Laut gegen den stahlblauen wolkenlosen Himmel, in dessen Weite er schließlich verhallte.

Der Mann aber stand am Abgrund! Vor ihm das Nichts, die Tiefe einer Schlucht, grau, düster und gefährlich. Hinter ihm das Grauen in Gestalt zweier schrecklicher Wesen, die halb Mensch und halb Tier waren. Furchtbare Gestalten, aus einer Welt, die es nicht geben durfte, die trotzdem vorhanden war. Er hatte einmal einen Blick hineingeworfen, aber er hätte nie gedacht, dass diese unheimliche Welt einmal das entlassen würde, was sie beherbergte.

Auf den Schultern saßen die Köpfe von schwarzen Panthern mit den gefährlich funkelnden Raubtieraugen. Die Ohren waren aufgerichtet, die Mäuler standen offen. Geifer, er schimmerte wie dünner Eiter, rann aus dem Maul und über das Fell.

Pranken besaßen diese Wesen nicht. Die Arme und Beine waren die eines Menschen, auch die graue Kleidung passte dazu. Sie waren gekommen, hatten sich angeschlichen, ihn gejagt bis zu diesem Abgrund, vor dem der Mann stand und nicht mehr weiter wusste. Wollte er nicht sofort zerfetzt oder zerschmettert werden, musste er sich den Mutanten stellen und gegen sie kämpfen. Ein Raubtier war schon viel stärker als er, zwei von dieser Sorte würden ihm keine Chance mehr lassen.

Trotzdem gab der Mann nicht auf. Eigentlich hätte er in seiner dünnen Jacke frieren müssen, doch er spürte die beißende Kälte nicht. Die Angst war größer.

In der klaren Luft hoben sich die mutierten Wesen besonders gut ab. Sie erinnerten an Denkmäler ohne Leben, aber der Mann wusste genau, dass es anders war. Von einer Sekunde zur anderen konnten

sie sich in reißende Killer verwandeln.

Der Mann drehte sich so weit um, dass er sie anschauen konnte. Er dachte nicht mehr an die sich hinter ihm befindliche Tiefe. Für ihn war es wichtig, den beiden Monstren zu entkommen und zu versuchen, das Tal zu erreichen, wo sein Wagen stand.

Er hatte sein Ziel gefunden, er hatte gesehen, was kaum jemandem vor ihm gelungen war, und jetzt sollte er seinen Preis dafür bezahlen. Seine Hand kroch schlangengleich unter die Jacke. Dort befand sich die Waffe, die er noch hatte mitnehmen können.

Eine langläufige Armee-Pistole, aus der er schon seit Jahren nicht mehr geschossen hatte. Er hoffte nur, dass sie noch funktionierte. Das Metall war kalt, er hätte Handschuhe anziehen sollen. Die Reue kam etwas spät. Als er den Arm ausstreckte, fegte der Wind Staub und Schneekristalle in seine Richtung. Ein Schleier entstand, hinter dem die Körper der Bestien verschwammen und in den er kurzerhand hineinschoss.

Er spürte den Rückschlag, hörte das Peitschen des Schusses und musste feststellen, dass selbst auf diese Entfernung kein Treffer möglich war. Die beiden standen nach wie vor.

Aber sie gaben Laute von sich. Keine menschlichen, die von Raubtieren. Sehr gefährlich hörten sie sich an. Ein drohend und dumpf klingendes Knurren, vermischt mit dem Platzen der Geiferblasen. Dann sprang der erste.

Der Mann hatte zwar damit gerechnet, trotzdem wurde er überrascht, als er plötzlich den Schatten auf sich zuhuschen sah, sich das Knurren verstärkte und zwei gefährliche Hände, zu Krallen geöffnet, gegen ihn schlugen.

Der Mann riss noch abwehrend die Anne hoch. Es war ein verzweifelter Versuch, aber es gelang ihm nicht, den Angriff der ersten Bestie zu stoppen. Sie wuchtete gegen ihn. Ihre Hände umkrallten seinen Hals, drückten die Kehle zusammen und rissen ihn

gleichzeitig vom felsigen Boden in die Höhe.

Seine Chancen schwanden.

Er bekam keine Luft mehr, schoss noch einmal, aber die Kugel fegte in den wolkenlosen Himmel.

Dann kam auch der zweite. Einen Sprung brauchte er, um den Mann zu erreichen. Sein Kopf glänzte in einem tiefen Schwarz, dazwischen funkelten die kalten Augen, er sah Zähne und spürte den Biss. Grausam war es. Die Zähne drangen durch seine Kleidung. Sie hackten in das Fleisch, rissen Wunden, er spürte die Schmerzen, die ihn fast wahnsinnig machten, und wurde gegen den Abgrund gedrängt. Auch der erste biss zu.

Der Mann schrie. Er schrie so lange, bis dieser Laut in einem Gurgeln erstickte und er Blut schmeckte. Dass man ihn bereits in die Nähe des Abgrunds gedrückt hatte, nahm er nicht mehr war. Er ging nach hinten, folgte dem Druck - und trat ins Leere!

Dann fiel er.

Die Bestien hatten ihn losgelassen, waren stehen geblieben und schauten dem Körper nach, der von einer gewaltigen Schlucht regelrecht aufgesaugt wurde.

Er wirkte wie eine Puppe. Er fiel, wurde kleiner, und die Endlosigkeit der Tiefe schien ihn aufzusaugen. Noch ein Schrei hallte durch die Schlucht und verwehte in der klaren Bergluft. Der Körper überschlug sich, taumelte, fiel dann senkrecht hinab. Die Arme breiteten sich aus, der Mann lebte trotz der schweren Verletzungen. Plötzlich empfand er den freien Fall als etwas Herrliches. Noch nie im Leben hatte er sich so wohl gefühlt. Er genoss die absolute Freiheit.

Ja, er fühlte sich so frei wie ein Vogel...

Aber die Schlucht kannte keine Gnade. Es gab keine helfenden Hände, die ihn aufgefangen hätten. Der Boden näherte sich ihm mit einer atemberaubenden Geschwindigkeit. Er wirkte auf den

Fallenden wie ein Magnet, und nichts konnte ihn noch abstoßen.

In der Tiefe bildeten die Felsen einen Trichter. Und darauf raste er zu, verschwand darin und schlug auf.

Es war der mit Geröll bedeckte Boden, auf den er krachte. Riesige Steine, manche größer als Menschen, konnten zu gefährlichen Gerölllawinen werden, wenn der Schnee taute. Den Aufprall des Menschen aber nahmen sie einfach hin. Der Mann tickte noch einmal auf, nachdem er in die Höhe geschleudert worden war, dann geriet er ins Rutschen. Ein Körper, der zerschmettert worden war und wie ein Bündel wirkte, in das man Knochen gefüllt hatte. Ein paar Blutspritzer blieben auf dem grauen Gestein und dem Boden der Schlucht zurück, durch die, noch eine Felsetage tiefer, ein wilder Bach über glattes Gestein schäumte.

Den erreichte der Mann nicht mehr. Er blieb liegen. Ein paar Steine rollten noch nach, mehr geschah nicht.

Die Stille des Todes überdeckte alles.

Hoch oben aber standen die beiden Wesen und starrten in die Tiefe. Sie waren zufrieden und drehten ab, um dorthin zu gehen, wo sie und der Mann hergekommen waren.

Sehr schnell kam die Nacht. Es wurde noch finsterer und auch kälter. Irgendwann fiel Schnee. Er rieselte in gewaltigen Massen aus den tiefhängenden Wolken. Innerhalb kurzer Zeit breitete er sein bleiches Leichentuch über die grandiose Bergwelt aus und bedeckte auch die Leiche des Zerschmetterten.

Mit dem Schnee kam die Kälte. Das Thermometer fiel noch tiefer. Es begann eine monatelange Eiszeit, und die Leiche blieb auch weiterhin in der Schlucht liegen. Niemand kümmerte sich um sie. Selbst umherstreunende Wölfe ließen sie in Ruhe. Sie trauten sich erst gar nicht in die Nähe, obwohl sie hungrig waren. Irgend etwas hielt sie davon ab, sich an dem Menschen zu laben.

Die große Decke des Vergessens breitete sich über der Schlucht

aus. Es war keiner da, der diese einsame Gegend durchforschte. Die Menschen hatten andere Dinge zu tun.

Und so vergingen fünfzig Jahre...

Kalkutta/Indien!

Eine Riesenstadt. Ein Moloch, eine Ansammlung aus Hütten und Hochhäusern. Armut und Reichtum lagen dicht nebeneinander. Glaube und Aberglaube reichten sich die Hand, und durch dieses gewaltige Konglomerat wälzten sich träge die Fluten des berühmtesten indischen Flusses, des Ganges.

Kalkutta brodelte, Kalkutta lebte. Und Kalkutta wollte nicht abseits stehen. So gab es eine Universität ebenso wie wissenschaftliche Forschungsanlagen, die sich mit dem Problem des Umweltschutzes auseinander setzten. Ein großes Stahlwerk produzierte Dreck und Rauch, der sich mit dem Qualm vermischte, der von den am Ufer des Flusses verbrennenden Leichen stieg.

In Kalkutta wohnten mehrere Millionen Menschen auf engstem Raum. Und einer von ihnen war eine besondere Erscheinung. Er hieß Mandra Korab!

Ein Bild von einem Mann. Hochgewachsen, intelligent, kräftig. So hatten sich in den fünfziger Jahren die Hollywood-Leute einen Bilderbuch-Inder vorgestellt.

Es gab ihn also.

Und Mandra Korab war tatsächlich ein besonderer Mensch. Sehr reich war er durch sein Erbe geworden, aber er hatte gleichzeitig ein schweres Schicksal zu tragen, denn er gehörte zu den wenigen Menschen, die wussten, dass es schwarze Magie gab. Und er wusste außerdem, wie gefährlich sie sein konnte.

Er hatte hinter die Kulissen schauen können. Er kämpfte gegen die furchtbaren und fleischgewordenen Gestalten einer anderen Welt und Dimension. Er war schon in den Armen der Totengöttin Kali

gefangen gewesen, er hatte in einer Schiffsplanke gesteckt, und ihm war Schlimmes auf der Suche nach seinen sieben Dolchen widerfahren, die für ihn lebenswichtig waren.

Mandra war ein Mensch, der kämpfen konnte. Er gab nie auf, stellte sich den Problemen der Welt und auch der magischen Zone, die hinter der normalen Welt lag.

Der Inder lebte in einem Palast, umgeben von einem herrlichen tropischen Garten. Man konnte ihn, wenn man ihn nicht näher kannte, als einen Märchenfürsten bezeichnen, doch wer in die Augen dieses Menschen schaute und die Güte sowie den Ernst darin erkannte, änderte seine Meinung schnell. Mandra Korab war kein Märchenprinz. Er stand mit beiden Beinen im Leben und wusste auch, wie ungerecht die Güter auf der Welt verteilt waren. Aus diesem Grunde hatte er einen Teil seines Vermögens abgegeben, um zu helfen. Und er half auch weiterhin. An diesem Tag jedoch bedrückten ihn andere Probleme. Ein guter Bekannter hatte ihn angerufen, um mit ihm über eine gewisse Sache zu sprechen. Der Bekannte war Professor an der Uni Kalkutta und gleichzeitig ein hochdekorierter Forscher, der sich auf den Gebieten der Archäologie und der Medizin einen Namen gemacht hatte. Er hieß Dehbril.

In Mandras Alter war er, und die beiden Männer kannten sich schon seit Jahren. Zudem wusste Professor Dehbril, mit welchen Dingen sich Mandra beschäftigte. Aus diesem Grund hatte er den Freund auch zu sich gebeten.

Mandra Korab kannte sich auf dem Gelände der Uni aus. Er verlief sich nicht in den zahlreichen Gebäuden oder auf den Straßen, die das Uni-Gelände durchzogen. Die Luft war warm und feucht. Der Inder trug einen leichten beigefarbenen Alpaka-Anzug und einen kunstvoll geschlungenen Turban auf dem Kopf. Auf eine Krawatte hatte er verzichtet. Das Seidenhemd stand drei Knöpfe weit offen.

Professor Dehbril besaß seine Labors in den Kellerräumen des

Gebäudes. Dort forschte er oft tagelang und wollte von niemandem gestört werden. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, als Archäologe und Mediziner mehr über die Entstehung der Menschheit herauszufinden. Dabei hatte er auch schon einige Erfolge errungen. Vor zwei Jahren hatte man ihn sogar für den Nobelpreis vorgeschlagen, es aber wieder verschoben, weil Dehbril Theorien vertrat, an die seine einflussreichen Kollegen nicht glauben wollten.. Der Wissenschaftler war nämlich der Ansicht, dass der geheimnisvolle Schneemensch Yeti noch existierte. Und Dehbrils Forschen war auch auf dieses Ziel hin abgerichtet. Aus diesem Grunde hatte er schon einige Expeditionen in das unwegsame Gelände des Himalaya angeführt, auch Spuren gefunden, aber einen Yeti nie entdeckt. Dennoch wollte er nicht aufgeben.

Mandra Korab wusste, dass sein Freund erst vor wenigen Tagen von einer dieser Expeditionen zurückgekommen war, dann hatte er ihn angerufen, um ihn mit einer Sache zu konfrontieren, die ihm während der Expedition aufgefallen war.

Um was es genau ging, das wusste der hochgewachsene Mann mit den rabenschwarzen Haaren unter dem Turban nicht, als er die Glastür des Instituts aufstieß und eine klimatisierte Halle betrat. Er wandte sich nach rechts. Dort stand, gebaut als fünfeckiger Glaskasten, die Loge des Portiers, bei dem sich jeder Besucher anmelden musste. Mandra ging auf die Loge zu und bückte sich, um gegen die im Glas eingelassene Sprechmembrane sprechen zu können. »Ich habe eine Verabredung mit Professor Dehbril.«

»Wen darf ich melden?«

»Mandra Korab.«

»Bitte, warten Sie einen Moment.«

Mandra nahm in einem der weichen Sessel Platz. In der Nähe saßen zwei Studenten. Sie trugen weiße Kittel und unterhielten sich angeregt. Der Portier kam zu Mandra. »Sie werden erwartet, Sir.

Wissen Sie...«

»Ja, ich weiß Bescheid. Danke.« Mandra erhob sich. Er stattete seinem Freund nicht zum erstenmal einen Besuch ab. Und so ging er auf einen der Fahrstühle zu.

Mandra fuhr in den Keller und verließ den Lift. Durch einen breiten Gang ging er und erreichte die Büros der einzelnen Mitarbeiter. Professor Dehbril gehörte zu den beiden Leitern dieser Abteilung. Bei Dehbril, er hatte eine englische Mutter und einen indischen Vater, vereinten sich zwei Rassen. Sein dunkles, gescheiteltes Haar stand im Gegensatz zu der fast weißen Haut, die jetzt allerdings einen rötlichen Schimmer bekommen hatte. In der letzten Zeit hatte er sich viel im Freien aufgehalten und den Sonnenstrahlen des Hochgebirges ausgesetzt. Mit ausgebreiteten Armen kam er Mandra entgegen. Der Professor war kleiner als der indische Geisterjäger. In seinen hellen Augen leuchtete die Freude, den Freund endlich wiederzusehen.

Sie umarmten sich. »Mandra, ich bin froh, dass du gekommen bist.«

»Wenn du mich rufst, komme ich sofort«

»Komm, setz dich.« Dehbril geleitete den Freund zu einer Sitzgruppe aus weichem Leder. Sie nahmen Platz. Zwischen ihnen befand sich der Glastisch, auf dem ein Telefon stand. Dehbril hatte den Hörer schon abgehoben. »Du trinkst doch Tee?«

»Ja.«

Das Getränk wurde bestellt. Der Professor lehnte sich zurück und sagte:

»Erzähl schon!«

»Eigentlich bist du an der Reihe.«

»Ich trete gern zurück.«

Mandra hob die Schultern. Er konnte seinem Gegenüber vertrauen, und er berichtete von dem Pech, das er bei der Suche nach den sieben Dolchen gehabt hatte. Dehbril hörte aufmerksam zu und

fragte: »Hast du sie denn jetzt wieder komplett?«

Als Antwort öffnete Mandra sein Jackett. In Höhe der Hüfte trug er einen schwarzen Stoffgürtel, aus dem die Griffe zweier außergewöhnlicher Dolche ragten. Sie sahen aus wie blutrote, in die Länge gezogene Leimtropfen. Die Klingen waren tiefschwarz und trotzdem glänzend. Der Professor konnte es nicht sehen, weil der schärpenartige Gürtel sie verdeckte.

»Das sind sie.«

»Dann hast du sie doch wiedergefunden. Kompliment, Mandra.«

»Es war schwer genug. Leider sind es nur zwei. Die anderen wurden zerstört.« [\[1\]](#)

»Das glaube ich dir.«

Der Tee wurde von einem jungen Mädchen im weißen Laborkittel serviert. Das Tablett mit der Teekanne ließ sie auf dem Warmhalteporzellan stehen. Lächelnd schritt sie davon. Die beiden Männer tranken. Der Professor hatte noch viele Fragen, aber er wusste auch, dass sein Problem drängte. Er begann mit seiner Erklärung. »Ich habe dich gerufen, Mandra, weil ich deinen Rat brauche«, erklärte er.

»Bitte.«

Dehbril nickte. »Du weißt selbst, dass meine medizinischen Forschungsergebnisse nur von einem Teil der Kollegen anerkannt werden. Andere belächeln mich, weil ich noch immer nicht aufgegeben habe, nach dem legendären Yeti zu suchen.«

»Du hast ihn aber nicht gefunden?« fragte Mandra nach. Es klang kein Spott aus seiner Stimme, denn auch er war fast davon überzeugt, dass es diesen Yeti gab.

»Nein, ich fand ihn auch bei meiner letzten Expedition nicht. Dafür etwas anderes, das dich und vielleicht auch deine Freunde im fernen London sehr interessieren dürfte.« Dehbril legte die Stirn in Falten und dachte einen Moment nach. »Wir sind wieder in die Berge

gestiegen, weil ich durch mündliche Aussagen zweier Nepalesen einige Anhaltspunkte bekommen hatte, wo sich der Yeti unter Umständen aufhalten könnte. Wir machten uns also auf den Weg in die Berge, erreichten auch das Ziel und begannen dort, wo auch unser Basislager stand, mit der Suche. Sie gestaltete sich sehr schwierig, weil wir in ein Gebiet geraten waren, das unterhalb der Hochebenen lag. Es war zerklüftet und durchzogen von gewaltigen Canyons, die wie finstere Massengräber wirkten. Aber ich will dich nicht mit Einzelheiten langweilen. Vorweg gesagt, den Yeti fanden wir nicht, dafür erreichten wir eine Schlucht, wie ich sie düsterer noch nicht gesehen hatte. Es war so ziemlich am Ende unserer Reise, als wir diese Schlucht erforschten. Bei bitterer Kälte. Auch wenn die Sonne hineinschien, tauten das Eis und der Schnee nicht weg. Diese Schlucht untersuchten wir sehr sorgfältig - und, was soll ich dir sagen, wir wurden fündig. Wir fanden etwas, das ebenso interessant sein kann wie der Yeti.«

»Was war es?«

»Ein Mensch. Begraben in einem gewaltigen Eisblock. Der Tote musste schon lange Jahre dort liegen. Er war bisher nur nicht entdeckt worden. Wir überlegten, was wir mit ihm anstellen sollten. Zurücklassen wollten wir ihn nicht. Wir bohrten den Eisblock an, schoben eine Sonde in den Spalt und fotografierten den Toten. Es war ein Europäer, das erkannten wir. Er musste sich alle Knochen bei einem tiefen Sturz gebrochen haben, und eigentlich wäre daran nichts Besonderes gewesen, bis auf eine Kleinigkeit.«

»Welche?«

»Einen Moment, ich werde dir die Bilder zeigen.« Professor Dehbril griff in seine Innentasche und holte einen Umschlag hervor. Er öffnete und schüttelte ihn, so dass vier Fotos herausrutschten, als er ihn schräg hielt. Die Aufnahmen glitten auf den Glastisch.

»Schau sie dir an.«

Mandra griff danach. Er drehte sich und hielt das erste Bild gegen das Licht. Die Sonde hatte durch den dünnen Eiskanal fotografiert und zeigte den Eingefrorenen aus verschiedenen Perspektiven. Auf den Schultern saß kein normaler Kopf, sondern etwas Schwarzes. Dehbril machte Mandra darauf aufmerksam.

»Nun?«

Mandra legte die Aufnahmen wieder weg. »Ein Mensch, das habe ich erkannt. Aber dir geht es sicherlich um den Kopf, wenn ich mich nicht irre.«

»Genau das ist es.«

»Und?«

Dehbril hob die Schultern. »Wir wissen es nicht genau, aber wir sind dabei, es herauszufinden.«

»Das heißt, ihr taut ihn auf.«

»So ist es. Und ich wollte dich gern dabeihaben.«

Mandra lächelte wissend. »Du hast doch sicherlich einen Grund, ein Motiv oder eine Vermutung.«

»Das habe ich in der Tat. Ich halte diesen Menschen für keinen direkten Menschen mehr.«

»Sondern?«

»Woraus dieser Kopf besteht, ist mir nicht bekannt, aber ich kann davon ausgehen, dass es sich bei dem Eingefrorenen um eine, sagen wir, Mutation handelt.«

»Dir fehlt aber der Beweis.«

»Ja. Aber ich möchte ihn heute bekommen. Und deshalb habe ich dich eingeladen, Mandra.«

Der indische Geisterjäger griff nach seiner Teetasse und nahm einen Schluck. Als er sie abstellte, lächelte er wieder. »Wenn du mich schon hinzurufst, kann ich davon ausgehen, dass du bei diesem Fund so etwas wie Magie vermutest. Habe ich recht?«

»Ja.«

»Und welche?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Du bist der Fachmann. Für mich ist dieses Wesen, das wir gefunden haben, eine Mutation. Eine Mischung aus Mensch und Tier.«

Dehbril warf einen Blick auf seine Uhr. »Ich schätze, dass wir es uns in ein paar Minuten näher ansehen sollten. Ich habe den Fund in mein Labor schaffen lassen. Dort kümmern sich meine Assistenten um ihn.«

Mandra schenkte Tee nach. Sein Freund lehnte ab. »Aber zu deinem von dir so gesuchten Yeti möchtest du keine Verbindung ziehen, oder?«

»Nein, das habe ich nicht vor. Ich glaube einfach nicht, dass der Yeti etwas mit dem Wesen zu tun hat, das wir gefunden haben. Der Yeti ist, ich will mal sagen, normal. Dieses Wesen aber kann auch durch einen magischen Einfluss entstanden sein, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Natürlich.« Mandra wollte gerade einen Schluck nehmen, als die Männer hastige Schritte hörten und die Tür zum Arbeitszimmer des Professors mit einem Ruck aufgerissen wurde. Die junge Mitarbeiterin, die vorhin den Tee gebracht hatte, stand auf der Schwelle. Sie zitterte vor Angst. Der weiße Kittel zeigte rote Blutflecken. Ihr Gesicht war kalkbleich.

Mandra und der Professor sprangen in die Höhe. »Was ist geschehen?« rief Dehbril.

»Kommen Sie, kommen Sie! Der... der Mann im Eis. Das ist... ist ein Monster.«

»Und die anderen?«

»Sie sind verletzt. Vielleicht auch...«

»Warten Sie hier.«

Der Professor und Mandra Korab zögerten keine Sekunde. Sie drängten sich an dem Mädchen vorbei, und Mandra ließ seinem

Freund den Vortritt, weil der sich hier unten auskannte. Sie hetzten durch einen steril wirkenden Gang mit weißen Kunststoffwänden, passierten Glasfenster und erreichten schließlich eine Metalltür, die zu den Laborräumen führte. Der Professor riss sie auf. Wieder unterteilte sich der Komplex in mehrere Laborräume. Überall standen die langen Tische mit den Apparaturen und Chemikalien. Die Wissenschaftler, die hier arbeiteten, waren durch die Bank weg bleich geworden, denn sie hörten ebenfalls die Schreie aus einem der anderen Räume hallen.

Dehbril rannte darauf zu. Er kümmerte sich auch nicht um die Kommentare der hier arbeitenden Menschen, riss die Tür auf, und Mandra spürte bereits die Kälte, die ihm entgegenströmte. Hinter der Tür musste eine Art Sezierkammer liegen, wie man sie von der Pathologie her kannte.

Auf der Schwelle blieben die beiden Männer stehen. Und Mandra Korab sah, weshalb die Mitarbeiter des Professors diesen furchtbaren Schrecken erlebt hatten...

Der Fund hatte in einem Metallbehälter gelegen, der seinen Platz auf einem Stahltisch gefunden hatte. Das Eis musste bereits aufgetaut worden sein. Isolierte Drähte führten von dem Behälter zu einer Stromquelle, die Energie lieferte.

Der »Inhalt« befand sich nicht mehr in dem Stahlkasten. Er hatte ihn bereits verlassen und hockte in einer Ecke des Raumes. Mandra sah ihn, wirkte aber ruhig. Dann schaute er sich die beiden Männer an, die ebenfalls am Boden lagen und schwere Verletzungen aufwiesen. Entweder Bisse oder gefährliche Hiebe. Jedenfalls waren sie nicht in der Lage, sich zu erheben.

Dehbril sagte etwas, das wohl keiner verstand. Nicht einmal er selbst. Mandra schob den Professor zur Seite als er in den Raum hineintrat.

»Bleib du zurück!«

»Aber gib acht, der ist...«

»Schon gut.« Korab wollte keine Diskussion mehr. Ihn interessierte dieses aufgetaute Wesen, das eine Mischung aus Mensch und Raubtier war. Eine Mutation...

Es hockte in der Ecke. Seine Kleidung war zerfetzt, eingerissen, und auf den Schultern wuchs tatsächlich der Schädel eines Raubtiers. Er gehörte zu einem Panther. Mandra knöpfte sein Jackett auf. Wenn es sein musste, wollte er blitzschnell an seine Dolche herankommen. Aber noch unternahm er nichts, sondern ging auf den anderen zu. Der rührte sich nicht vom Fleck, obwohl zu sehen war, wie sehr er unter Spannung stand. Sein Körper vibrierte. Die Raubtieraugen leuchteten wie blasse Monde. Das Maul hatte er aufgerissen, und das Fell auf seinem Kopf glänzte.

Arme und Beine waren menschlich. Auch der Oberkörper, aber irgendwie stimmten die Proportionen nicht mehr bei ihm. Dieser Mutant sah aus, als säßen die einzelnen Knochen in seinem Körper an ganz anderen Stellen als dort, wo sie eigentlich hingehörten. Konnte er überhaupt springen?

Mandra ging trotz dieser unnatürlichen Haltung davon aus, denn nicht umsonst zeigten die Assistenten des Professors diese schweren Verletzungen. Es war stiller geworden. Nur der keuchende Atem der Bestie durchwehte den Raum.

Und die Mutation bewegte sich.

Was der Grund dafür gewesen war, konnte Mandra nicht sagen, jedenfalls glitt sie zur Seite, und bei dieser Bewegung sackte sie ein, weil sie einfach den Halt nicht mehr bekam. Wie ein waidwund geschossenes Tier kroch sie über den Boden.

Mandra war klar, dass ihr Knochengerüst nicht mehr in Ordnung war. Der Professor hatte von einer tiefen Schlucht gesprochen. Wahrscheinlich war die Bestie dort hineingefallen und hatte sich die Knochen gebrochen. Aber getötet hatte sie so nicht werden können,

dazu brauchte man andere Waffen, geweihte, magisch aufgeladene, z.B. die beiden Dolche, die Mandra sein eigen nannte.

Die Bestie kroch auf den Inder zu. Jede ihrer Bewegungen glich einem Schaukeln. Unter der Kleidung bewegten sich die einzelnen Knochen. Sie schienen auseinander zu fließen und wirkten so, als würden sie nur von dünnen Fäden gehalten.

In den kalten Augen der Mutation stand das zu lesen, was Mandra von ihr erwartete. Tod und Verderben!

Der Inder griff in seine Schärpe und zog einen der beiden Dolche heraus.

Witterte das Monstrum die Gefahr? Wenn ja, kümmerte es sich nicht darum, denn es nahm unverändert Kurs auf Mandra Korab. Mit schleichenden, trotzdem zuckenden Bewegungen schob es sich näher heran. Der Inder glaubte sogar, das Klappern der Knochen zu vernehmen, aber was er hörte, war das Fauchen aus dem weit aufgerissenen Maul dieser Mutation.

Mandra sah hinein in den rosigen Schlund. Drohend wirkten die gelben Zahnreihen; sie waren mindestens so gefährlich wie die eines Krokodils. Zwei Schritte betrug die Distanz zwischen ihnen. Jetzt hätte ein Raubtier eigentlich springen müssen.

Auch die Mutation versuchte dies. Sie wollte sich auf ihre normalen Hände aufstützen, aber kaum hatte sie einen gewissen Druck ausgeübt, da brach sie wieder zusammen.

So nicht...

Und Mandra holte aus.

»Willst du ihn tatsächlich töten? Vielleicht könnten wir ihn nur bewusstlos...« Der Professor wirkte unsicher bei seinem Rat.

»Schau dir deine Mitarbeiter an. Die Bestie kennt keine Gnade. Sie würde alle Menschen zerreißen, die sich in ihre Nähe wagen. Deshalb muss ich es tun.«

»Aber Informationen...«

»Werden wir von ihr kaum bekommen, das lass dir gesagt sein.« Mandra schaute noch einmal hin, entdeckte die Kälte in den Augen der Mutation und schleuderte die Waffe.

Sie löste sich glatt und sicher aus seiner Hand. Wie ein geölter Blitz raste sie auf das Ziel zu und traf haargenau.

Die Klinge bohrte sich wuchtig durch die Kleidung und durch das, was unter ihr steckte. Mandra hatte mit diesem Wurf auch testen wollen, ob es sich bei dem Fund um ein magisches Wesen gehandelt hatte.

Das war der Fall. Als der Dolch in den Körper raste, wurde die Bestie durchgeschüttelt. Genau dort, wo die Klinge steckte, leuchtete es unter der Kleidung rötlich auf. Als sammelte sich dort Blut. Und dann platzte die Wunde auf. Aber kein Tropfen Blut drang aus der Wunde, dafür brach die Mutation zusammen. Schwer klatschte der Pantherkopf mit der Stirn zu Boden, das Fell begann zu zittern, Haare stellten sich hoch, nahmen aber bereits nach diesem Vorgang einen anderen Farbton an.

Sie wurden aschgrau. Dabei fanden sie keinen Halt mehr, knickten weg und wurden zu Staub, den man wegblasen konnte. Noch einmal versuchte die Bestie, den Kopf zu heben. Sie lag bereits im Sterben, deshalb fiel ihr dies so schwer.

Mandra konnte einen letzten Blick auf die gelben Raubtieraugen erhaschen, über die sich allmählich ein Schleier zog. Sie brachen und wirkten so, als würden sie wie Glaskugeln aus den Höhlen purzeln, dann fiel der Schädel wieder zurück, und diesmal konnte er dem Aufprall nichts mehr entgegenstemmen.

Er zerbrach...

Asche, Knochen und Staub und ein normaler Menschenkörper, verdeckt durch die zerrissene Kleidung, blieben zurück. Eine bleiche, gefrorene und wieder aufgetaute Haut, die einen bläulichen Schimmer bekommen hatte.

Mandra ging auf den Besiegten zu, bückte sich und nahm den Dolch wieder an sich. Kommentarlos steckte er ihn ein und wollte sich umdrehen, als er den Schrei des Professors hörte. Korab ahnte, was er zu bedeuten hatte. Und er sah das Grauen mit eigenen Augen.

Die beiden Mitarbeiter des Wissenschaftlers waren von dem Werpanther gebissen worden, und nun erfüllte sich dieser furchtbare magische Fluch bei ihnen. Sie verwandelten sich zu Monstren. Aus der Haut des Gesichts sprossen Haare, die in Sekundenschnelle so dicht waren wie die Borsten eines Rasierpinsels. Glatt und schwarz wuchsen sie auf der Haut. Und die Pupillen verfärbten sich ebenfalls, sie verwandelten sich in gelbe Laternen, die im Schwarz des Fells kalt blinkten. Dehbril verließ seinen Platz an der Tür. Er schüttelte den Kopf. Für ihn war dieser furchtbare Vorgang nicht zu fassen. Stockende Worte drangen aus seinem Mund. Er rief die Namen seiner beiden Assistenten und vernahm als Antwort nur ein böses Knurren und Fauchen. Mandra hatte den zweiten Dolch gezogen. Der eine lag in der rechten, der andere in der linken Hand. Diese Waffen wurden von dem Inder meisterhaft beherrscht. Er konnte mit der linken Hand ebenso gut werfen wie mit der rechten. Ziele konnte er somit zur gleichen Zeit treffen.

»Geh zurück!« fuhr Mandra seinen Freund an, als dieser sich zu nahe an die beiden heranwagte. »Aber ich...«

»Weg!« Jetzt klang die Stimme des indischen Geisterjägers scharf und hart. Der Professor verstand. Er zog sich Schritt für Schritt in Richtung Tür zurück, während die beiden Gestalten sich in Werpanther verwandelt hatten und auf die Füße kamen.

Dort, wo die Zähne des ersten getroffen hatten, zeigten die weißen Kittel einen Blutfilm, der innerhalb des Stoffes versickert war. Auch über die Hände war der rote Lebenssaft geronnen. Mandra sah es, als ihm die Arme entgegengestreckt wurden. Er fixierte beide. Sie wollten ihn in die Zange nehmen und kamen aus zwei verschiedenen

Richtungen.

Der Inder nahm Maß. Er hatte vor, die beiden Dolche zur gleichen Zeit zu schleudern. Auch wenn die Ziele nicht beisammen standen, traute er sich die Treffer ohne weiteres zu.

Seine hochoberen Arme rasten nach unten. Wie Raketen verließen die Dolche seine Hände. Der eine wischte nach links weg, der andere fast in die entgegengesetzte Richtung. Und sie trafen beide. Hart schlugen sie in die Körper der mutierten Gestalten. Gleichzeitig durchlief die Werpanther ein Zittern. Sie warfen die Raubtierschädel in den Nacken, rissen die Mäuler weit auf, und ein furchtbares Heulen drang daraus hervor.

So etwas Schauriges hatte dieser Raum noch nie erlebt. Die hohen, manchmal schrillen Töne wetterten zwischen den vier Wänden. Es waren Laute der Angst, das Wissen um ein Sterben, das nicht mehr aufzuhalten war.

Sie brachen zusammen. Und Mandra schaute zu.

Auch sein Freund, der Professor. Dehbril hatte den Blick abwenden wollen, das konnte er einfach nicht. Er wurde innerlich gezwungen, mit anzusehen, wie seine beiden Assistenten, die vor einer Stunde noch normale Menschen gewesen waren, tot zu Boden sanken und auch dort liegen blieben, aber nicht mehr als Bestien, die allmählich verfaulten, sondern als Wesen, die man als erlöst bezeichnen konnte. Der Tierkopf verschwand. Die Haare fielen aus, darunter zeichnete sich die Haut ab. Eine bleiche, graue Haut, aber über ein menschliches Gesicht gezogen. Beide zeigten einen erlösten Ausdruck. Mandra nahm die Dolche wieder an sich. Sein Gesicht war unbewegt. Auch das Feuer in seinen Augen hatte sich wieder zurückgezogen. Er drehte sich um, steckte die Waffe weg, wobei er mit einer entschuldigend wirkenden Geste die Schultern anhub.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Aber es gab tatsächlich keine andere Möglichkeit.«

Professor Dehbril nickte stumm. Auf seinem Gesicht lag der Schweiß. Er wischte ihn weg. Mit unsicheren Schritten kam er auf Mandra Korab zu.

»Drei Särge«, flüsterte er. »Wir brauchen drei Särge für sie.«

»Ja.«

»Und was steckt dahinter?«

Mandra hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, hoffe jedoch, es herauszufinden.«

»Ohne Spuren?«

Mandra deutete auf den ersten Toten. »Vielleicht kann er uns trotzdem Auskunft geben.«

»Wie?«

»Wir müssen nachforschen, woher er stammt und woher er gekommen ist. Aus welchem Grund ist er in die Berge gegangen? Was hatte er dort gesucht? Den Yeti? Wenn ja, hat er ihn gefunden? Wenn nein, was ist ihm dann über den Weg gelaufen?«

»Die Kreatur. Es muss einfach so ein Werpanther in den Bergen herumlaufen, der Touristen überfällt und tötet. Für mich gibt es keine andere Lösung.« Dehbril atmete tief durch. »Ich habe nach dem Yeti gesucht und wahrscheinlich etwas gefunden, was noch schlimmer ist.«

»Da gebe ich dir recht.« Mandra dachte nach. »Etwas gefunden, das noch schlimmer ist«, murmelte er. »Es muss einen Grund geben, ein Motiv. Man wird nicht allein durch die Luft zu einer solchen Kreatur. Es gibt Werwölfe, Werbären, jetzt Werpanther. Dieses Wesen muss sich irgendwo versteckt halten.«

»Und du willst es finden?«

»Ja.«

»Weißt du, was du dir da aufhalst?«

»Sicher. Ich kenne den Himalaya zwar nicht genau, aber ich weiß über seine Gefahren Bescheid. Die Landschaft, so herrlich sie auch

manchmal ist, kann man als menschenfeindlich und männermordend bezeichnen. Sie hat schon viele Personen verschluckt. Wer kennt die Toten, die dort verschollen sind? Ich nicht.«

»Du brauchst Begleiter, eine Ausrüstung und...«

Mandra lächelte knapp. »Da wirst du mir doch sicherlich helfen, oder?«

»Soll ich mit?«

»Nein, aber gute Ratschläge sind auch etwas wert. Wir reden später darüber. Ich möchte mir zunächst mal die Leiche anschauen, die ihr gefunden habt. Sie ist von euch noch nicht näher untersucht worden?« vergewisserte sich der Inder.

»Das ging bisher auch nicht, sie lag ja im Eis.«

Mandra kniete neben dem Fund zu Boden. Seine Hände glitten über die Kleidung. Darunter spürte er Widerstand. Es waren die verschobenen und zersplitterten Knochen, aber auch etwas Eckiges, Hartes ertastete er, das eigentlich nicht zu einem menschlichen Skelett gehörte. Das holte Mandra hervor. Es war ein Gegenstand in der Größe einer Kladde. Auf dem Vorderdeckel stand Diary.

Ein Tagebuch also, dachte Mandra und hielt es hoch, während er wieder aufstand.

»Was ist das?« fragte der Professor.

Mandra erklärte es ihm.

Dehbrils Gesicht bekam einen erstaunten Ausdruck. »Ein Tagebuch«, wiederholte er. »Himmel, das kann die Spur sein, die uns vielleicht noch gefehlt hat.«

»Glaube ich auch.« Mandra blätterte in dem Buch. Er wunderte sich darüber, wie gut das Papier trotz der Feuchtigkeit erhalten war. Nur an einigen Stellen war es aufgequollen. Mit dem Füllhalter waren die Worte geschrieben worden. Etwa die Hälfte konnte Mandra entziffern. Die englische Sprache war ihm geläufig, und er schüttelte den Kopf, als er die ersten Sätze las. Da wurde von einem

gefährlichen Reich gesprochen, das jenseits der Grenzen liegt und das dem Betrachter Einblicke bietet in die Entwicklung, Entstehung und die Zukunft der Welten, außerdem wird man über die Magie informiert. Mandra beschloss, sich später mehr Zeit für das Tagebuch zu nehmen. Er wollte nur noch erfahren, wie der Mann hieß, dem es gehört hatte. Als er die erste Seite aufschlug, las er den Namen. Harold Quade!

Den hatte er noch nie gehört. Als Anschrift war Liverpool angegeben worden. Begonnen hatte der Besitzer des Tagebuchs mit seinen Aufzeichnungen 1935. Also war er vor fünfzig Jahren in die Schlucht gefallen.

Mandra steckte es ein. Der Professor hatte den Raum des Schreckens bereits verlassen. Mandra hörte seine Stimme vom Gang her, wo er mit einem Studenten sprach.

Als Korab zu ihnen trat, sah er das Mädchen, das ihnen den Tee gebracht hatte, weinen. Auch die übrigen Mitarbeiter kämpften mit den Tränen. Sie konnten froh sein, dem Grauen entwischt zu sein, denn sie hätte es ebenso treffen können wie die beiden Kollegen.

»Gehen wir in dein Büro?« fragte der Inder.

»Natürlich, komm.« Dehbril gab noch einige Anweisungen und verschwand mit Mandra aus dem Kreis seiner Mitarbeiter. Sie nahmen wieder dort Platz, wo sie schon vor den schrecklichen Vorgängen gesessen hatten. Diesmal schweigend. Mandra blätterte im Tagebuch, während sich der Professor Tee nachschenkte.

Den indischen Geisterjäger interessierten nicht so sehr die Tage, die Quade in den Bergen verbracht hatte, sondern mehr die persönlichen Daten, denn er hatte auch über seinen Familienstand geschrieben. Harold war ledig gewesen, als er seine Reise unternommen hatte. Doch er hatte von einem Zwillingsbruder geschrieben, der nicht in Liverpool wohnte, sondern in London.

Ein gewisser Irvin Quade, und der hatte auch die Reise seines

Bruders finanziert.

Damals waren beide knapp über Zwanzig gewesen. Es bestand also noch die Chance, dass Irvin Quade lebte. Vielleicht sogar in London. Um das herauszufinden, beschloss der Inder, in London anzurufen, denn dort saß jemand, der den Fall in die Hand nehmen konnte. John Sinclair!

Alle Jahre wieder kommt nicht nur der Weihnachtsmann, auch der Londoner Nebel. Und der ist verdammt dicht. Manchmal kann man nicht einmal von einer Straßenseite auf die andere schauen, weil er dazwischen steht wie eine dicke Wand.

Wenn diese Waschküche die Stadt an der Themse einnebelt, sind am Abend zahlreiche Ganoven unterwegs, die das Wetter für ihre finsternen Pläne ausnutzen wollen, oder Typen, die man als Verrückte bezeichnen kann.

Da ich mich nicht zu den Ganoven zählte, blieb ich bei der letzten Kategorie, den Verrückten, weil ich mich ebenfalls in meinen silbergrauen Bentley gesetzt hatte und durch die Straßen kroch. Mehr war es nicht denn von einem Fahren konnte man da nicht reden. Die Scheinwerfer hatte ich eingestellt. Jedoch schafften sie es nicht, die wallenden und kreisenden Nebelbahnen zu durchdringen. Die wurden bereits nach ein paar Handlängen geschluckt.

Aber was tut man nicht alles für einen Freund! Besonders dann, wenn derjenige in Indien sitzt und einige Tausend Meilen entfernt ist. Mandra hatte mich angerufen. Es war ein langes Gespräch geworden, und er hatte mir von dem eingefrorenen Mann berichtet, der sich schließlich als Werpanther oder Monster entpuppt hatte.

Weiterhin war die Rede von einem Tagebuch gewesen, das der Mann, er war Engländer gewesen und hieß Harold Quade, bei sich getragen hatte. Dieses Tagebuch war etwas Besonderes. Quade hatte genau die einzelnen Stationen seiner Ein-Mann-Expedition

aufgezeichnet und war zu einem Ende gekommen, das mich fasziniert hatte. Der Blick hinter die Welt. Das Öffnen des Pandämonismus. Das Suchen und Finden nach einer Wahrheit. Der Versuch, die Gegenwart, die Vergangenheit und die Zukunft zu begreifen. Und dieses Pandämonium hatte er gesehen, das Tor war ihm geöffnet worden, und es musste irgendwo in der stummen Berg-und Eiswelt des Himalaya liegen, auf dem Dach der Welt.

Soviel wusste ich über den Toten. Aber er hatte einen Zwilling Bruder besessen. Ein gewisser Irvin Quade. Ihn wollte ich suchen. Mandra Korab hatte mit seiner Vermutung recht behalten. Dieser Mann lebte tatsächlich noch. Er war auch nicht aus London weggezogen, ich hatte noch mit ihm telefoniert und meinen Besuch angekündigt, aber die Fahrt zu ihm wurde für mich zu einem Horrortrip. Das reinste Staurennen. Immer wieder glühten vor mir die roten Bremsleuchten der anderen Wagen auf. Dann sahen die Nebelgebilde vor mir stets so aus, als wären sie mit dünnen Blutstropfen gefüllt.

Die Ampeln sah ich ebenfalls nur als bunte, schwache Gebilde über mir. Ich kam mir vor wie in Watte gepackt, stellte das Radio ein und hörte zu. Die Nachrichten klangen nicht besonders. In der Welt gab es wieder Ärger, die Großmächte vertrugen sich nicht, und in den kleineren Ländern tobten oft genug Kriege.

Ein Widersinn...

Über die Themse musste ich hinweg in Richtung Kennington. Dort lebte Irvin Quade. Die Straße kannte ich nicht, aber ich wusste ungefähr, wo sie lag. In der Nähe des Kennington Oval, einem Cricket-Platz. Auf der Vauxhall Bridge war der Nebel noch dichter. Auch dort staute sich der Verkehr. Abgase hingen in dem Dunst und machten ihn noch widerlicher.

Ich stellte den Motor ab und wartete. Erst nach fünf Minuten ging es weiter. Später sah ich dann das rote Licht einer Leuchtkelle, die von

einem Polizisten gehalten wurde. Der Mann leitete den Verkehr an zwei Wagen vorbei, die sich ineinandergeschoben hatten. Das rote Licht der Kelle sah aus wie ein Auge, das von oben nach unten geschwenkt wurde.

Hinter der Brücke beginnt der Stadtteil Kennington. Am kleinen Vauxhall Park, der im Nebel überhaupt nicht zu sehen war, musste ich in die Fentiman Road einbiegen, fuhr die Straße in Richtung Süden weiter und hatte dabei das Gefühl, von der nebligen Watte vorangeschoben zu werden. Zwischen dem Cricket Ground und dem Kennington Park befand sich die Adresse, die ich suchte.

Es war eine schmale Straße, in die ich hinein musste. Irvin Quade hatte mir etwas von einer Plakatsäule berichtet, an die ich mich halten sollte. Und sie tauchte tatsächlich wie eine dicke Zigarre aus dem Nebel auf. Fast hatte ich mein Ziel erreicht. Es war eine reine Wohngegend. Zu den einzelnen Häusern führten von der normalen Straße aus kleine Stichwege ab, in die ich allerdings nicht hineinfuhr, weil sie nur für Fußgänger gedacht waren.

Parken konnte ich an einem Randstreifen an der Straße. Ich stellte meinen Bentley schräg hin und ordnete mich damit in die Reihe der anderen Fahrzeuge ein.

Zwar hatte ich das Ziel erreicht, aber das Haus musste noch gefunden werden. Die Fahrt durch den Nebel war anstrengend gewesen. Unter den Achseln klebte das Hemd, und bald schon knirschte grober Kies unter meinen Füßen.

Um die Hausnummer erkennen zu können, musste ich dicht an die Mauern heran. Quade hatte mir von einer Nummer 35 berichtet. Ich fand sie nach einigem Suchen.

In der zur Straße im rechten Winkel stehenden Häuserreihe standen mehrere Bauten. Jeweils sechs, jedes etwa 30 Jahre alt. Ich ging an den einzelnen Türen vorbei und zählte mit. Manchmal hörte ich auch Stimmen. Sie klangen noch ziemlich jung. Wahrscheinlich hielten

sich in der Nähe Jugendliche auf, die das Wetter für ihre neckischen Spielchen ausnutzten.

Irvin Quade wohnte in dem vorletzten Haus der Reihe. Die Tür war von einer grauen Steinplatte überdacht. Zwei Säulen, mit dem Mauerwerk verbunden, rahmten sie ein, und eine Klingel entdeckte ich ebenfalls. Ich betätigte sie, und es wurde rasch geöffnet.

Im gelben Licht des Flures sah ich eine Frau stehen, deren Aussehen mich, gelinde gesagt, ein wenig überraschte.

Es war eine Blondine, die einige Strähnen ihrer Haarpracht grau gefärbt hatte. Ihr Puppengesicht erinnerte ein wenig an Marilyn Monroe, nur der Mund zeigte bei dieser Frau einen fast ordinären Zug. Lässig strich sie durch ihr Haar. Wegen dieser Bewegung verschob sich auch die dünne Kleidung. Die Brustwarzen zeichneten sich deutlich darunter ab, und ihr Lächeln sollte wohl eine Lockung für mich sein, aber ich trat einen Schritt zurück.

»Kann es sein, dass ich mich verlaufen habe?« fragte ich.
»Eigentlich wollte ich zu Irvin Quade.«

»Da sind Sie richtig.« Sie sprach mit einer hellen Stimme, die bestimmt auch schrill klingen konnte, wenn es sein musste. »Kommen Sie doch rein.«

Auch das noch, dachte ich und beging wenig später den nächsten Fehler, als ich fragte: »Sind Sie seine Tochter, Miss?«

Da lachte sie auf. »Tochter ist gut. Nein, ich bin seine Frau. Sein liebes Weib.«

»Ach so, ja. Entschuldigen Sie.«

Sie lachte wieder. »Wussten Sie eigentlich nicht, dass es modern ist, wenn ältere Männer junge Frauen heiraten?«

»Sorry, aber das muss mir entgangen sein.«

»Dann müssen Sie mal die Zeitungen lesen.«

»Wahrscheinlich.«

Sie bat mich in den Flur, von dem aus man bis zu einer Hintertür

gehen konnte. Um in das eigentliche Haus zu gelangen, zweigte in der Flurmitte eine dreistufige Treppe ab, die zu einer Tür hoch führte, vor der eine Lampe brannte.

»Für einen Polizisten sehen Sie recht smart aus«, meinte die Blondine und zog einen Schmollmund.

Ich ging auf die Anmache nicht ein und fragte nach Irvin Quade. Sie ging nicht darauf ein. »Ich heiße übrigens Jenna.« Sie lächelte und kam näher. »Darf ich?«

Jenna Quade strich so nahe an mir vorbei, dass wir uns praktisch berühren mussten. Ihr machte es nichts aus, im Gegenteil, sie drückte sich noch enger an mich, lachte leise und ging vor. Dabei konnte ich den Schwung ihrer Hüften bewundern, und ich fragte mich, wie Irvin Quade in seinem Alter so etwas hatte ehelichen können. Umgekehrt natürlich genauso, denn Quade war immerhin fast Siebzig.

Ich wurde in einen Wohnraum geführt, der mir vorkam wie eine Höhle. So düster und geheimnisvoll war er. Dunkle Möbel standen an den Wänden, der Teppich roch nach Staub. Ich sah ausgestopfte Tiere und einen gewaltigen Holzglobus in der Mitte des Raumes und dem Kamin gegenüber.

In einer Ecke des Zimmers spendete eine Stehlampe ein wenig Licht. Ihr Kreis fiel auf ein altes Sofa und zwei Sessel. Aus der entgegengesetzten Ecke, die im Dunkeln lag, erklang eine krächzende Stimme. »Leg noch etwas Holz nach, Jenna. Unser Gast soll nicht frieren.«

»Aber sicher, Irvin!« flötete die Frau. Aus einem Korb nahm sie einige Scheite und legte sie auf die letzten glühenden Teile. Gierig zuckten die Flammen auf und ergriffen von dem Holz Besitz. Es wurde auch heller, und ein Teil des Feuerscheins fiel dorthin, wo ich die Stimme des alten Irvin Quade gehört hatte.

Jetzt sah ich ihn auch. Obwohl er im Sessel hockte, konnte er sich nicht aufrecht hinsetzen. Das lag an seinem verwachsenen Rücken,

der Mann hatte einen regelrechten Buckel. Sein Kopf war zwischen die Schultern gezogen worden, und um sein hageres Gesicht flossen dünne graue Haare. Er trug eine Hausjoppe, eine alte Hose und hatte zwischen seine Beine einen Stock gestellt, auf dessen Knauf er sich stützte. Seine blassen, krummen Finger sahen aus wie die Krallen eines Geiers.

»Hallo Sinclair!« krächzte er mir entgegen. »Ich bin Irvin Quade. Meine Frau haben Sie ja inzwischen kennen gelernt.«

»Allerdings.«

»Waren Sie überrascht?«

»Einigermaßen.«

Er kicherte. »Ich habe sie schon vor einigen Jahren ins Haus geholt. Sie hat gemeint, sie würde mich lieben, diese Närrin.«

»Das stimmt auch, Irvin. Nur eben auf meine Art und Weise.«

»Ja, ja, ich weiß schon. Der Zaster, das Geld, das du bei mir vermutest. Aber täusche dich nur nicht. Du weißt, dass ich in der Vergangenheit pleite gemacht habe.«

»Trotzdem bin ich bei dir, Irvin«, sagte sie mit weinerlicher Stimme.

O Gott, in was war ich da hineingeraten? Ich wechselte schnell das Thema und sagte: »Sie wissen sicherlich noch, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin, Mr. Quade.«

»Ja, es geht um meinen Bruder.«

»Genau.«

»Aber setzen Sie sich doch.« Er deutete mit dem Zeigefinger auf einen Sessel ihm gegenüber. Der Finger sah aus wie der Knochen, den man einem Hund vorwirft. Der Sessel, der mir angeboten wurde, hing mit seiner Sitzfläche fast auf dem Boden.

»Und du bringst uns was zu trinken, Jenna!« krächzte der Hausherr. Als die Blondine an ihm vorbeilief, schlug er kurz mit dem Stock auf ihr pralles Hinterteil, hörte ihr schrilles Lachen und lachte selbst

darüber. Die Frau verschwand aus meinem Blickfeld.

»Gefällt sie Ihnen?« fragte er mich.

»Geschmacksache.«

Er grinste. »Eigentlich ist sie ein liebes Mädchen. Sie tut, was ich sage. Darauf kommt es mir an.«

Ich nickte. »Wenn es Ihnen gefällt, bitte.«

»Ja, ja.« Er drehte den Kopf und hob seinen Stock an. »Schauen Sie sich mal die ausgestopften Tiere an. Die habe ich alle geschossen. Ich war ein toller Jäger in meiner Jugend. Mir ging es gut. Ich hatte eine Firma. Sie verarbeitete Pelze. Deshalb floss das Geld auch reichlich. Damals habe ich den Spleen meines Bruders finanziert.« Er lehnte sich zurück. »Sagen Sie, wie lange ist das jetzt her?«

»Genau fünfzig Jahre.«

»Ah ja, eine verdammt lange Zeit. Damals stand ich noch voll im Saft.«

Er kicherte, und ich vernahm das Klirren der Gläser. Auf einem Tablett umrahmten sie eine Flasche Whisky. Es waren drei Gläser, ein Beweis, dass auch Jenna sich einen zur Brust nehmen wollte. Sie schenkte großzügig ein. Sich selbst am meisten. Zuerst bekam Irvin sein Glas, das er mit beiden Händen umklammerte, zum Mund führte und langsam trank. Er schmatzte dabei, so dass mir der Appetit verging und ich nur nippte. Jenna hatte sich auf ein Sitzkissen in der Nähe gesetzt, das Kaminfeuer im Rücken. Sie starrte mich an, und ihre Blicke versprachen mir heiße Stunden.

»Es wird immer dichter draußen«, erklärte sie. »Ich glaube kaum, dass Sie dann noch fahren können. Wenn Sie wollen, können Sie in unserem Zimmer schlafen.«

»Ich werde es mir überlegen.«

»Tun Sie das. Bisher hat noch jeder Gast bei uns gut geschlafen.«

Quade begann zu lachen. »Besonders dann, wenn du ihn zugedeckt hast«, erklärte er.

»Sei doch nicht albern.«

»Ich sehe mehr, als du weißt.«

»Meinetwegen.«

Bevor das Ganze in einen Streit ausarten konnte, kam ich zum eigentlichen Thema meines Besuchs. »Wie gesagt, Mr. Irvin, es geht um Ihren Bruder Harold.«

»Er ist mein Zwilling Bruder.«

»Auch das. Nach fünfzig Jahren ist es gelungen, eine Spur von ihm zu finden.« Quade lachte. »Meinen Sie die bleichen Knochen?«

»Nein, er lag im ewigen Eis in einer Schlucht. Sie wissen ja, wo er sich herumgetrieben hatte.«

»Klar, auf dem Dach der Welt. Dort suchte er immer nach der blauen Blume oder etwas Ähnlichem.«

»Nun, er scheint etwas gefunden zu haben.«

»Und was?« Der Mann beugte sich vor.

Ich wunderte mich darüber, dass er die Nachricht vom Tod seines Bruders so kalt aufgenommen hatte, aber nach fünfzig Jahren konnte man wohl keine Trauer erwarten.

»Ein Freund von mir fand bei ihm ein Tagebuch, in das er seine Erlebnisse hineingeschrieben hatte.«

»Das konnte man noch lesen?«

»Ja, damals wurde wohl besseres Papier hergestellt. Jedenfalls scheint ihr Bruder es geschafft zu haben.«

»Wieso das?«

»Er hat wohl den Weg in das Pandämonium gefunden, wie er sich im Tagebuch ausdrückte.«

Nach meiner Antwort war es still. Irvin Quade dachte nach.

»Pandämonium?« fragte er.

»Ja.«

»Hm.« Quade runzelte die Stirn. »Das ist wirklich interessant, Mr. Sinclair.«

»Kennen Sie etwas davon?«

Er lachte meckernd. »Müsste ich das?«

Es war eine raffinierte Frage, und ich war in der Zwischenzeit immer mehr zu der Überzeugung gelangt, dass er mehr wusste, als er mir gegenüber zugeben wollte. »Ihr Bruder könnte Ihnen damals etwas erzählt haben. Schließlich hat er sich mit diesen Dingen befasst, wenn ich richtig informiert bin.«

»Das schon.«

»Dann kennen Sie es also.«

»Sagen wir, ich habe davon gehört.«

»Und was?«

»Es hat keinen Sinn, Ihnen davon zu berichten. Erzählen Sie mir lieber etwas über meinen Bruder und das Tagebuch. Was ist damals geschehen? Wie hat man ihn gefunden? Was hat auf den einzelnen Seiten gestanden?«

»Ich habe es nicht gelesen und muss mich darauf verlassen, was mir mein indischer Freund sagte.«

»Ach ja?«

»Auf jeden Fall hat Ihr Bruder einen Blick in die Welt werfen können, die uns verborgen bleibt. Oder wenigstens den meisten von uns.«

Irvin Quade nickte. »Harold war schon immer ein Träumer gewesen. Er wollte mehr wissen als die anderen Menschen, deshalb las er Bücher, die sich mit Magie beschäftigten. Er suchte überall nach Hinweisen für eben diese andere Welt, und er scheint sie auch gefunden zu haben, wenn ich darüber nachdenke.«

»Haben Sie sich nicht dafür interessiert?«

Er brummte und verlangte nach einem neuen Whisky, den Jenna ihm einschenkte. »Ich bin lieber in London geblieben. Aber er wollte nach Asien, weil er nur dort die Wahrheit zu finden glaubte. Ich habe ihm Geld gegeben und ihn fahren lassen.«

Irvin Quade schmatzte wieder seinen Whisky und schaute mich dabei lauernd an.

Der Mann gefiel mir nicht. Irgend etwas hatte er zu verbergen, und ich hoffte, dass ich es im Laufe unseres weiteren Gesprächs noch aus ihm herausbringen konnte.

Zunächst störte uns das Telefon. Quade verzog das Gesicht. »Ich hasse dieses verdammte Klingeln. Heb ab, Jenna!«

Sie war schon auf dem Weg und flötete ihr »Hallo«. Der Gesprächspartner schien davon nicht sehr angetan zu sein, seine Antwort schien Jenna nicht gerade zu befriedigen, denn sie reichte mir mit einem mürrischen »Für Sie« den Hörer hin.

»Sinclair.«

»Hast du es gefunden?« hörte ich die Stimme meines Freundes und Kollegen Suko.

»Ja, mit Schwierigkeiten.«

»Der Rückweg wird noch mieser, denn die Suppe nimmt an Dichte zu. Aber deshalb rufe ich nicht an.«

»Kann ich mir denken. Gibt es was Neues?«

»Ja. Mandra rief an.«

Ich war ganz Ohr. »Was hat er? Neuigkeiten?«

»Genau. Er hat sich das Tagebuch noch einmal durchgesehen und in der Mitte einen verschlüsselten Text gefunden. Praktisch einen Code. Den aber konnte er knacken. Wie er das geschafft hat, weiß ich nicht, jedenfalls ist etwas Interessantes dabei herausgekommen.«

»Was denn?«

»Eine Warnung und eine Erklärung, dass er, Harold, einen Fehler begangen hatte. Das Pandämonium hätte er nicht am Himalaya zu suchen brauchen, weil es eigentlich ganz in der Nähe lag und überall war.«

»Wie soll ich das denn verstehen?«

»So, wie ich es sagte. In der Nähe. Ich gehe davon aus, dass er

seine Heimat damit gemeint hat.«

»London?«

»Möglich.«

»Und mehr hat dir Mandra nicht übermittelt?«

»Nein, leider nicht. Er wollte noch einige Sätze entschlüsseln, die in einem anderen Code verfasst worden waren. Alles klar jetzt?«

»Kaum.«

Suko lachte. »Kann ich mir vorstellen. Mandra wird sicherlich anrufen. Wie läuft's bei dir?«

Ich konnte ihm keine konkrete Antwort geben, weil die anderen mithörten. Deshalb wich ich aus. »So einigermaßen, wenn auch etwas rätselhaft.«

»Verstehe schon. Ich rufe auf jeden Fall wieder an, wenn ich etwas Neues von Mandra höre.«

»Das ist gut. Sonst erreichst du mich unterwegs.«

»Alles klar.« Suko legte auf, und ich drehte mich wieder um. Die beiden saßen so da, wie sie auch zuvor schon gesessen hatten. Und beide schauten mich an. Irvin Quade schmatzte noch an den letzten Whiskytropfen, die auf seiner Lippe klebten.

»Eine gute Nachricht?« fragte Jenna.

»Es geht.«

»Wieder aus Indien?« Diesmal wollte Irvin etwas von mir wissen, und er bekam auch meine Antwort.

»Ja, wieder aus Indien.«

»Was gibt es da Neues?«

Ich hob die Schultern. »Nicht viel«, erwiderte ich und dachte an die entscheidenden Sätze, die in diesem Tagebuch gestanden hatten. Das Pandämonium musste sich in der Nähe befinden. Was konnte der Schreiber wohl damit gemeint haben?

Das seltsame Ehepaar tauschte einen schnellen Blick. Obwohl ich zur Seite schaute, entging er mir nicht. Dann lächelte die Frau. »Ich

könnte etwas kochen. Wir haben noch nicht gegessen. Wollen Sie nicht auch eine Kleinigkeit zu sich nehmen?«

»Nein.«

»Schade.«

»Ich möchte Sie noch etwas fragen, Mr. Quade«, sagte ich.

»Ja, bitte, gern.« Er stellte das Glas zur Seite und legte den Stock auf seine Knie, wobei das Ende vorn auf seine Frau wies. Ich sah, dass der Stock unten keine Gummispitze besaß, was mich wunderte.

»Ich habe das Gefühl, Mr. Irvin, dass Sie mir etwas verschweigen«, erklärte ich.

»Ach. Wieso das?«

»Weil sie mehr über Ihren Bruder wissen, als Sie zugeben.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ganz einfach. Als ich seinen Namen erwähnte, schienen Sie nicht einmal überrascht zu sein. Haben Sie eigentlich zwischendurch Kontakt mit ihm gehabt?«

Wieder lachte er meckernd. »Entschuldigen Sie mal, Herr Polizist. Mein Bruder ging nach Indien und wollte dort forschen. Das liegt fünfzig Jahre zurück. Ich habe nichts mehr von ihm gehört. Verstehen Sie? Gar nichts. Erst jetzt, wo Sie kommen...«

»Und das glaube ich Ihnen nicht.«

»Dann nennen Sie mir auch den Grund.«

»Ich habe durch den Anruf erfahren, dass Ihr Bruder eigentlich nicht hätte nach Indien zu fahren brauchen, um das zu finden, was er suchte. Er hätte es auch in der Nähe entdecken können.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Zum Beispiel hier.«

»In diesem Haus?«

»Möglich.«

Er winkte mit seinen knöchigen Fingern ab und sprach sein holdes Weib an. »Jenna, sag ihm, dass er spinnt. Sag ihm das. Mir glaubt er

es wahrscheinlich nicht.«

Jenna räkelte sich auf dem Sitzkissen. Noch stärker konnte sie ihren Busen gar nicht herausdrücken. Ich hatte das Gefühl, auf der Bühne eines Schmierentheaters zu stehen. So unterschiedlich die beiden auch waren, irgendwie hielten sie zusammen. Die waren sehr gut aufeinander eingespielt.

Sie lächelte breit. »Aber Mr. Sinclair, wie können Sie so etwas behaupten? Mein Mann hat nie Kontakt mit seinem Bruder gehabt.«

»Moment.« Ich winkte ab. »Das können Sie nicht behaupten, weil Sie noch nicht so lange auf der Welt sind.«

»Wirklich?« Sie verengte die Augen ein wenig, lächelte mokant, und ich wurde sogar unsicher. Ich drehte mich im Sessel, um den Alten anzuschauen.

Er hockte da wie ein kleiner Teufel. Nach vorn gebeugt, wobei der Buckel deutlich sichtbar gegen die Sessellehne drückte.

»Was soll das denn bedeuten?« fragte ich.

»Vielleicht hat sie schon gelebt.«

»Und sie lebt jetzt zum zweitenmal, wie?«

Der Kerl grinste so widerlich, dass ich ein flaes Gefühl in der Magengrube bekam. Und dann tat er etwas, womit ich nie gerechnet hatte. Er bewegte seinen Stock ein wenig zur Seite und betätigte einen verborgenen Mechanismus.

Der Stock wurde zum Gewehr. Und damit erschoss er seine Frau!

Ich hörte den Knall, sah den Treffer und bemerkte, wie Jenna nach hinten geschleudert wurde. Sie fiel von ihrem Sitzkissen. Mit dem Rücken und dem Hinterkopf schlug sie auf den weichen Teppich. Die Beine schleuderte sie hoch in die Luft. Ihr Kleid rutschte dabei nach unten, so dass ich hätte die langen Schenkel bewundern können. Danach stand mir verdammt nicht der Sinn. Meine Hand raste zur Waffe, ich wollte die Beretta unter dem Jackett hervorreißen, als ich die krächzende Stimme des Alten vernahm.

»Rühr dich nicht, du Hund!«

Ich saß ganz still. Über meinen Rücken rann ein kalter Schauer. Und auch auf dem Gesicht spürte ich die Gänsehaut. So reingelegt worden wie in diesem Augenblick war ich lange nicht mehr. Obwohl ich persönlich den Mann eigentlich nicht unterschätzt hatte, war ich doch nicht aufmerksam genug gewesen.

Als ich nach rechts blickte, sah ich in die Stockmündung, aus der der Tod in Form einer Gewehrkugel gejagt war und die Frau mitten in die Brust getroffen hatte.

Und der fast siebzigjährige Killer grinste hinterhältig. Er hatte seinen Spaß, weil es ihm gelungen war, mich so herrlich reinzulegen. »Ja«, sagte er, »da staunst du, nicht? Wir beide sind schon ein ganz besonderes Pärchen.«

»Weshalb haben Sie Jenna getötet?«

Er lachte dünn. »Drehen Sie sich mal um, Bulle. Los, machen Sie schon! Da können Sie die Süße liegen sehen.«

Es passte mir gar nicht, die Gewehrmündung in meinem Rücken zu wissen, aber ich tat es trotzdem und drehte mich im Sessel sitzend zur Seite, so dass ich auf die Frau schauen konnte.

Sie lag auf der Seite und war so gefallen, dass das flackernde Feuerlicht aus dem Kamin über ihre Gestalt glitt und sie mit einem Schattenmuster belegte. Das Kugelloch oder die Wunde konnte ich nicht erkennen, dazu war ihre Lage einfach zu ungünstig, aber ich hatte zuvor gesehen, dass ihr die Kugel in die Brust gefahren war.

Entweder musste sie schwer verletzt oder tot sein. Trotzdem zuckte Jenna plötzlich. Sie zog das rechte Bein an, und diese Bewegung kam mir so glatt und geschmeidig vor wie bei einer gesunden Frau. Aber ich hörte noch mehr.

Ihr Lachen war es, das mich störte und mir bewies, dass sie nicht tot sein konnte.

Sie lachte und steckte ihren Mann damit an. Auch der wollte sich

kugeln vor Freude. Ich warf ihm einen Blick zu. Er hielt die Waffe jetzt mit einer Hand, aber den Finger an einem für mich nicht sichtbaren Abzug. Die andere Hand hielt er ausgestreckt, wies über die Sitzkissen hinweg, weil er mich auf seine Frau aufmerksam machen wollte. In dieser Pose wirkte der Kerl wie ein alter, widerlicher und zu allen Schandtaten aufgelegter Teufel.

»Ja, Bulle, schau nur hin. Sieh dir meine Frau an. Sie ist erschossen worden und lebt trotzdem. Ist das nicht irre? Kommst du überhaupt noch mit?«

Ja, ich kam noch mit, auch wenn ich mehr geschockt als überrascht war, denn Jenna stemmte sich hoch. Sie tat es meiner Ansicht nach regelrecht genüsslich, stützte sich auf dem Sitzkissen ab und blieb für einen Moment in dieser Liegestützstellung, wobei sie mich fixierte und ich das Gefühl hatte, in zwei Augen schauen zu müssen, die sich als tödliche Kreise präsentierten.

In diesen Augenblicken erfasste ich es überdeutlich. Jenna Quade war kein Mensch mehr. So konnte nur eine Teufelsdienerin blicken. Ihr stark geschminktes Gesicht mit den verzogenen Lippen hatte für mich etwas Clownhaftes an sich, aber gleichzeitig auch etwas Böses.

»Ich bin tot und lebe trotzdem. Kannst du dir nun vorstellen, dass ich seinen Bruder gekannt habe?«

Ja, das konnte ich und stellte mir gleichzeitig die Frage, in was ich da hineingeraten war. Welches Pärchen stand da vor mir? Waren die beiden tatsächlich miteinander verheiratet, oder spielten sie mir nur etwas vor? »Wer seid ihr?« fragte ich.

Die Worte waren an die Frau gerichtet, sie jedoch kümmerte sich nicht darum. Lächelnd und noch immer abgestützt drehte sie sich auf dem Sitzkissen, bis sie wieder die sitzende Haltung eingenommen hatte. Ich konnte sie von vorne betrachten und entdeckte das Kugelloch, das sich deutlich abzeichnete. Der Stoff war durchschossen worden, die Kugel steckte dicht unter der linken Brust

im Körper, aber sie hatte dieser Frau nichts getan.

Inmitten dieser Siedlung aus kleinen Einfamilienhäusern lebte ein Paar, das man überhaupt nicht mit irgendwelchen Menschen vergleichen konnte. Sie erinnerten mich an Zombies, der Mann und die Frau. Aber Zombies atmen nicht. Sie können auch nicht überlegen und auf konkrete Fragen ebenso konkrete Antworten geben. Diese hier reagierten wie völlig normale Menschen, was mich wunderte.

»Sollen wir ihm eine Antwort geben?« fragte Jenna.

»Er wird es wissen wollen. Deshalb ist er ja wohl hierher gekommen.«

»Er hätte lieber nicht hineingefasst. Mein Schwager ist ja tot, abgestürzt, nicht wahr?«

»Und getötet«, ergänzte ich.

»Was sagst du da?« meldete sich hinter mir Irvin Quade. Ich drehte mich um und sah, dass er auch weiterhin auf mich zielte. Seine Augen hatten einen lauernden Ausdruck angenommen, als wollte er mir nicht glauben.

»Ja«, bestätigte ich. »Ihr Bruder Harold wurde getötet. Und zwar erst vor kurzem. Er stürzte ab, aber er verwandelte sich noch in einen Werpanther. Und dieser Werpanther lag fünfzig Jahre im Eis. Dann wurde er gefunden, aufgetaut, und plötzlich lebte er und drehte durch. Da blieb meinem Freund nichts anderes übrig, als die Dolche zu nehmen und ihn endgültig zu den Ahnen zu schicken.«

»Das gefällt mir nicht.«

»Mir ist es egal, es ist nicht meine Verwandtschaft«, erwiderte ich. »Nur sollten Sie wissen, Quade, dass er nicht so harmlos war, wie Sie vielleicht vermutet hätten. Er war ein Werpanther, und ich will wissen, wie dies geschehen konnte.«

»Ja, ich könnte eine Erklärung liefern.«

»Dann bitte. Ich wundere mich sowieso über diese seltsame

Familie. Sie sehen hier aus wie Menschen, aber Sie sind keine. Noch einmal: Wo kommen Sie her?«

»Wenn ich dir das sage, wirst du staunen.«

»Sie können es versuchen.«

»Ja, Irvin, sage es!« meldete sich die Frau vom Sitzkissen her.
»Sage es diesem Schnüffler.«

»Gut. Wir stammen nicht aus dieser Welt! Wir kommen aus dem Pandämonium...«

Ich runzelte die Stirn. Der andere sprach nicht weiter und lachte breit.

»Jetzt bist du überrascht, wie? Von einem Pandämonium wirst auch du noch nichts gehört haben.«

»Irrtum, ich weiß Bescheid.«

»Tatsächlich?«

»Ja, ich beschäftige mich mit gewissen Dingen, die jenseits der Grenzen liegen. Ich habe auch von dem Pandämonium gehört und sogar etwas gesehen, denn es gab einmal einen Maler, der einen Blick hatte hineinwerfen können und Dinge sah, die er nachzeichnete. Schreckliche Szenen, furchtbare Monstren, Feuer, Glut, Tod und Vernichtung. Das ist das Pandämonium, wie ich es kenne.«

»Da hast du dich nicht getäuscht.«

»Und ihr stammt dorthier?«

»Sicher.«

»Als Menschen. Oder wenigstens Wesen, die ein solches Aussehen angenommen haben? Das wundert mich. Das Pandämonium ist eine Ansammlung von Schreckensgestalten. Wieso habt ihr menschliches Aussehen angenommen?«

»Das ist einfach zu erklären.«

»Ich höre.«

»Nein, Irvin. Lieber nicht. Dieser Schnüffler braucht nicht alles zu wissen...«

Irvin lachte. »Was soll er uns schaden können? Er wird sowieso in den Strudel mit hineingerissen und untergehen. Wir haben das Pandämonium verlassen, weil wir es mussten.«

»Man hat euch verjagt?«

»Nein, aber wir haben erfahren, dass die Geisterdämmerung dicht bevorsteht. Es sind schlechte Zeiten für das Pandämonium angebrochen. Es wird zusammenbrechen, es soll nicht mehr existieren, und das wissen nur die wenigsten. Die Geisterdämmerung nimmt ihren Anfang. Und wir werden sie nicht miterleben.«

Ich hatte keinen Grund, den Worten des Mannes zu misstrauen. Nur wunderte ich mich über den neuen Begriff. Geisterdämmerung!

Ich kannte eine Götterdämmerung, die ebenfalls einen Untergang einleitete, aber eine Geisterdämmerung war mir hier zum erstenmal begegnet. Irvin bemerkte meinen skeptischen Blick und grinste scharf.

»Es wird das Pandämonium bald nicht mehr geben. Die Welt, die als Auffangbecken für Geister diente, für Gestalten, die aus der Apokalypse stammten, soll vernichtet werden. Es hat nicht mehr funktioniert. Aus diesem Grunde wird die kosmische Bestrafung über alles kommen, was nicht in den Rahmen passt. Wer Böses tut, wird Böses ernten.«

Der Satz gefiel mir. Das sagte ich Quade auch. »Nur wundert es mich, dies aus Ihrem Mund zu hören.«

»Wir leben lange genug hier, um die Menschen begreifen zu können. Wir kennen ihre Regeln. Hin und wieder klettern wir zurück in das Pandämonium oder werfen nur einen Blick hinein. Unseren Bruder haben wir weggeschickt, vielmehr meinen. Er wollte es ebenfalls suchen. Wir haben ihm den Platz erklärt...«

»Im Himalaya?« fragte ich.

»Ja.«

»Hat er ihn gefunden?«

»Das muss wohl so gewesen sein. Er wird einen Blick hineingeworfen haben, war aber nicht vorsichtig genug, denn die Herrscher des Pandämoniums wollen nicht, dass man sie stört.«

»Wer herrscht dort?« fragte ich.

»Vielleicht die Zeit...«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, das begreife ich nicht. Wie kann die Zeit herrschen?«

»Ich habe in dieser Welt das Wort Computer kennen gelernt. Etwas Ähnliches ist auch das Pandämonium. Es reagiert wie ein Computer. Es speichert. Es hat die Vorgänge, die diese Welt geschaffen haben, in sich aufgenommen. Du kannst dort alles erleben. Es läuft vor deinen Augen ab. Die Vergangenheit, die Gegenwart...«

»Auch die Zukunft?« fragte ich.

»Nichts ist unmöglich.« Mehr gab er nicht zu.

Ich wollte mehr wissen. »Was hast du über die Zukunft erfahren, Irvin Quade?«

»Die Zukunft ist Vergangenheit«, philosophierte er. »Wir haben menschliche Gestalt angenommen, wir wollen nicht mehr zurück in die Welt des Pandämonium. Ich will keinen Untergang erleben. Aber ich habe mich entschlossen, dich nicht zu erschießen. Vielleicht sollten wir tatsächlich deine Neugierde befriedigen, nicht wahr, Jenna?«

Die Blondine lachte leise. »Das wäre bestimmt nicht schlecht. Wer so neugierig ist...«

»Genau, Sinclair. Meine Frau hat den gleichen Gedanken wie ich. Menschen sind neugierig. Du bist es besonders. Alle wollen stets den Dingen auf den Grund gehen. Sie forschen, sie arbeiten, sie lassen nicht locker, und auch du gehörst dazu, wie ich längst erkannt habe. Deshalb werde ich dir einen Vorschlag machen. Ich gebe den Weg ins Pandämonium frei. Ist dir das recht, Schnüffler? Du bekommst von uns die Chance, die Geisterdämmerung zu erleben...«

Ich hatte bereits bei den letzten Worten kaum hingehört, sondern nachgedacht. Und ich erinnerte mich plötzlich.

Es lag nicht einmal lange zurück, als Mandra Korab in Aibon verschollen gewesen war. Myxin, der Eiserne und ich hatten uns auf die Suche nach ihm begeben. Uns war es gelungen, nach Aibon hineinzugelangen, wir hatten Guywano gegenübergestanden, diesem mächtigen Druiden. Ich hatte das Geheimnis des Roten Ryan erfahren, und es war mir auch gelungen, Mandra Korab zu finden. Ihn hatte man damals in einem öden Landstrich des Gebietes Aibon an ein Rad gebunden. Das Rad der Zeit...

Zum erstenmal hatte ich es gesehen, war aber nicht mehr dazu gekommen, mich näher damit zu beschäftigen. Das Rad der Zeit gehörte zu einem der großen Geheimnisse dieser Welt, und Mandra hatte, als es sich mit ihm drehte, ein winziges Stück des Geheimnisses lüften können. Mandra hatte auch davon berichtet, wenn auch sehr wenig, aber immerhin hatte er mich auf einen Punkt aufmerksam gemacht, der sich nun wiederholte. Auf die Geisterdämmerung...

Er hatte sie vorausgesehen, weil es ihm gelungen war, in die Zukunft zu blicken. Er wusste, was im Pandämonium geschah, er würde mir mehr sagen können. Damals hatte er es nicht gewollt, und heute besaß ich keine Chance, ihn zu fragen. Irvin Quade würde es mir nicht erlauben zu telefonieren.

Vielleicht ahnte er auch, was sich in meinem Kopf abspielte, denn er fragte: »Willst du in das Pandämonium schauen oder lieber eine Kugel haben, Schnüffler?«

»Kann ich das denn?«

»Ich ermögliche es dir. Du kannst einen Blick in die fremde Welt hineinwerfen, und nicht nur das. Du wirst selbst hineintauchen und die Geisterdämmerung erleben. Du wirst sehen können, wie Welten entstanden sind und wieder vergingen. Alles, was jenseits liegt,

kannst du sehen. Eine gewaltige Kraft ist dabei, die Geisterdämmerung einzuläuten. Etwas breitete sich aus...«

»Was ist es?«

»Alles werde ich dir nicht verraten.«

Ich drehte mich um. Auch die Frau hatte sich bewaffnet. Mit beiden Händen hielt sie einen Revolver fest, dessen Mündung auf meinen Rücken gerichtet war. Es sah übel aus.

»Nun?« fragte auch sie.

Ich nickte. »Ihr lasst mir keine andere Wahl. Ich werde eurem Vorschlag folgen und das gleiche tun, was auch euer Schwager oder Bruder getan hat. Aber hier ist nicht Indien, hier ist nicht der Himalaya...«

»Das ist auch nicht nötig«, wurde mir von Irvin Quade erklärt. »Wir haben alles im Griff. Du wirst dich wundern. Und jetzt steh auf!«

Ich erhob mich, während Jenna zurückging, mich aber nicht aus den Augen ließ und ständig auf mich zielte. Ihr Mann hielt ebenfalls das Gewehr in den Händen, ich war in die Zange genommen worden und besaß nicht die Spur einer Chance.

»Warum in die Ferne schweifen, Schnüffler? Das Gute liegt doch so nah«, erklärte mir Irvin Quade. »Du wirst jetzt losgehen und einen Schritt vor unserem Globus stehen bleiben.«

Ich setzte mich zögernd in Bewegung. Jenna hatte mir Platz geschaffen. Sie glitt locker zur Seite, aber die Mündung der Waffe vollzog jede meiner Bewegungen nach. Dabei lächelte sie mich an, aber ich sah den Tod in ihren Augen leuchten. Diese beiden waren dem Pandämonium entwischt, ich sollte hinein und dessen Untergang oder Geisterdämmerung erleben.

Kaum vorstellbar, dass die Basis dafür diese Wohnung war, die mehr einem alten Trödlerladen glich als dem Einstieg in eine unheimliche und fremde Dimension, die alles verschlingen konnte.

Sie hatten für mich einen Platz ausgesucht. Vor dem Globus, in der Entfernung eines Schrittes. Dort blieb ich auch stehen. Vor mir stand die Weltkugel. Besaß sie vielleicht symbolische Bedeutung für das, was mir bald widerfuhr? Der Globus bestand aus Holz. Ich sah Länder, Meere und Inseln aufgezeichnet. Längen- und Breitengrade teilten ihn mit ihren hauchdünnen Strichen geographisch ein. Irvin Quade stand mir gegenüber. Seine Frau hielt sich in meinem Rücken auf. Ich hörte sie leise lachen und dann fragen: »Sollen wir ihm auch unser Geheimnis bekannt geben, mein lieber Gatte?«

»Nein!«

Ich war neugierig geworden. »Welches Geheimnis?«

»Ach nichts. Oder nicht viel. Denn Mord verjährt ja wohl nach fünfzig Jahren - oder?«

Das sollte verstehen, wer wollte. Trotzdem nahm ich die Bemerkung nicht auf die leichte Schulter und sah auch das breite Grinsen auf dem Gesicht des Mannes.

»Hast du kapiert, Schnüffler?«

»Allmählich. Dann seid ihr es wohl gewesen, die Harold umgebracht haben.«

»Sehr richtig. Er war ein Mensch, wir aber nicht. Ich habe nur die Gestalt seines echten Zwillingsbruders angenommen und ihn in das Pandämonium geschickt. Ich habe ihn die Reise machen lassen, um mich dann mit Jenna wiederzutreffen. Wer weiß, Schnüffler, vielleicht widerfährt dir das gleiche, obwohl du ein härterer Brocken bist als Harold. Ich würde gern zusehen, wie du dich gegen die Geisterdämmerung anstemmst und ob es dir gelingt, überhaupt etwas zu erkennen.«

Er hatte zwar in Rätseln gesprochen, ich aber ging davon aus, dass er mehr über mich wusste, als mir eigentlich lieb sein konnte. Wahrscheinlich war ihm bekannt, dass ich auch Waffen bei mir trug, die ihm ebenfalls gefährlich werden konnte. Leider hatte ich nicht

meinen Bumerang mitgenommen. Wer hätte auch damit rechnen können, dass mir so etwas wie hier widerfuhr?

»Bist du bereit?« fragte Quade mich. Ich nickte.

»Wunderbar.« Er streckte seinen Arm aus. Das Gewehr hatte er sich unter den linken Arm geklemmt. Der Kolben drückte gegen sein Ellbogengelenk. Der Finger lag am Abzug.

Mit einer zeitlupenhaft anmutenden Bewegung schob er die obere Hälfte der hölzernen Erdkugel zur Seite. Als ihr der Halt fehlte, kippte sie weg. Mit einem dumpfen Geräusch schlug sie auf den Teppich. Vor mir lag die offene untere Halbkugel.

»Schau hinein!« befahl der Mann.

Zunächst sah ich nichts, aber ich konnte in dieser Schwärze auch nicht den Grund der Halbkugel erkennen. Die Schwärze veränderte sich. Feuerzungen schoben sich von zwei verschiedenen Seiten in sie hinein und verdrängten sie völlig.

Von dem Feuer ging eine Kraft aus, die sich auch auf mein Kreuz übertrug. Es erwärmte sich und warnte mich vor diesem Feuer. Ich schaute wieder in Irvin Quades Gesicht. Es hatte sich durch den Widerschein der glosenden Flammen verändert und einen unheimlichen Ausdruck angenommen. Nur die Augen fielen noch auf, ansonsten lag eine gefährliche Düsternis auf seinen Zügen.

»Das Pandämonium, Schnüffler!« flüsterte er. »Das Pandämonium. Du wolltest es sehen. Vielleicht hast du davon geträumt. Jetzt liegt es vor dir. Du hast die Chance bekommen, die Geisterdämmerung mitzuerleben. Deshalb nutze sie. Sie wird nicht jedem geboten, das kann ich dir versprechen. Die Geisterdämmerung ist nahe. Ich spüre es. Wer in sie hineingerät, wird zermalmt.«

Die Halbkugel war ziemlich groß, und ich hatte das Gefühl, als würde sie sich ständig erweitern.

Noch einmal blickte ich auf Quade, wollte ihm noch eine Frage stellen, als ich sein Nicken sah. Es galt nicht mir, sondern der Frau.

Und die handelte.

Was ich spürte, musste der Luftzug gewesen sein, den die herabsausende Waffe verursachte. Wind jedenfalls drang nicht in das Haus. Umdrehen konnte ich mich nicht, der Treffer explodierte plötzlich an meinem Kopf, als sollte dieser gespalten werden. Das wurde er nicht, aber ich erlebte die Schwärze, die wie ein Sturmwind über mich kam und mich von den Beinen riss. Dass mich das Pandämonium schluckte, bekam ich nicht mehr mit...

Suko war nervös!

Nicht allein die Tatsache, dass John Sinclair zu diesen Quades gefahren war, trug dazu bei, er regte sich auch über den Nebel draußen auf, der jede Aktivität ersticken konnte. Wenn das Wetter nicht mitspielte, waren die Menschen machtlos.

Und so wartete er.

Es war ruhig geworden auf der Etage. In den Abendstunden arbeitete hier oben kaum jemand. Auch Glenda war bereits nach Hause gegangen und hatte sich durch den Nebel kämpfen müssen. So hockte Suko allein im Büro, umgeben von der kargen Einrichtung, dem Telefon und den grauen Wänden. Er hatte sich mit John Sinclair unterhalten und war über das Gespräch nicht sehr zufrieden gewesen. Vielleicht hatte es auch daran gelegen, dass John nicht so reden konnte, wie er gern gewollt hätte.

Auch zeigte sich Suko von dem etwas überrascht, was Mandra gefunden hatte. Das Pandämonium hätte man nicht erst oder nicht nur im Himalaya zu suchen brauchen, es befand sich auch woanders. Sogar in der Nähe. Aber welche Nähe hatte er damit gemeint? Suko machte das Nichtwissen nervös. Er verlor sogar einiges von seiner asiatischen Geduld und schritt manchmal wie ein unruhig gewordener Tiger im Büro auf und ab.

Es tat sich nichts.

Suko trat ans Fenster. Er schaute hinaus und sah nichts. Nur die dichten, wehenden Schleier, die Kreisel, das Quirlen der grauen Suppe, die tatsächlich an Dichte zugenommen hatte.

Da hindurchzufahren, war der reine Wahnsinn. Aber John musste wieder zurück und eine weitere Spur aufnehmen. Vielleicht ging es in London nicht mehr weiter, so dass sie gezwungen waren, Mandra Korab in Indien zu besuchen und eine Klettertour auf das Dach der Welt zu unternehmen. Alles war möglich.

Wer waren die Quades? Suko hatte diesen Namen noch nie zuvor gehört. Er war in bezug auf irgendwelche dämonischen Aktivitäten nicht aufgefallen, aber er musste doch eine bestimmte Bedeutung gehabt haben, davon ging der Chinese aus. Erst starb Harold Quade, und 50 Jahre später führte die Spur wieder zu einem Quade. Das war kein Zufall.

Und Suko wurde misstrauisch. John hatte den Quades einen Besuch abgestattet, möglicherweise auch etwas erfahren oder war in eine Falle gelaufen.

Das wollte Suko herausfinden.

Die Telefonnummer der Quades hatte er sich gemerkt. Er setzte sich auf die Schreibtischkante und tippte die Zahlen ein. Als nach dem vierten Läuten noch nicht abgehoben wurde, runzelte der Inspektor die Stirn, und erstes Misstrauen keimte in ihm hoch.

Schließlich legte er auf. Es hatte keinen Sinn. Entweder waren die Quades und John nicht mehr im Haus, oder sie hatten sich entschlossen, nicht abzuheben.

Der Chinese entschloss sich zu einem zweiten Telefongespräch. Er versuchte, John Sinclair zu erreichen, und dies über den Apparat im Bentley. Auch das hätte er sich sparen können, denn es wurde nicht abgehoben. Demnach befand sich John Sinclair auch nicht auf dem Rückweg.

Wo steckte er dann? Suko machte sich Sorgen. Johns Besuch bei

den Quades schien doch nicht so harmlos zu gewesen sein, wie es zuvor den Anschein gehabt hatte. Suko dachte darüber nach, was er tun konnte.

Es gab nur eine Möglichkeit. Er musste sich auf die Harley schwingen und zu den Quades fahren. Bei diesem Wetter zwar leichter Wahnsinn, aber nicht anders zu machen.

Er wollte schon das Büro verlassen, als das Telefon anschlug. In der Hoffnung, dass es sich bei dem Anrufer um John handelte, hob Suko rasch ab.

Enttäuscht war er nicht, als er die Frauenstimme hörte, die ihn fragte, ob er an diesem Abend noch nach Hause kommen wollte.

»Shao, das weiß ich nicht.«

»Wieso?«

Suko holte tief Luft. »Es ist etwas schiefgegangen. Wahrscheinlich ist John verschwunden.«

»Und wohin?«

»Ich habe jetzt keine Zeit, es dir zu erklären. Ich muss ihn suchen und werde zu einer Familie hinfahren, die Quade heißt. Ich gebe dir auch die Adresse, damit du weißt, wo du mich findest. Hast du etwas zu schreiben in der Nähe?«

»Ja.«

Suko diktierte. Ihm war nicht wohl bei der Sache, aber es gab keine andere Möglichkeit.

»Bei diesem Nebel willst du fahren?« fragte Shao. »Hast du eigentlich mal nach draußen gesehen?«

»Das habe ich.«

»Gib es wirklich keine andere Chance?«

»Nein, Shao. Aber ich verspreche dir, vorsichtig zu sein. Okay?«

»Sicher.« Ihre Stimme klang traurig. »Dann kann ich dich in dieser Nacht wohl abschreiben.«

»Ich hoffe, nicht.«

Shao sagte ihrem Partner noch ein paar sehr private Worte, bevor sie auflegte.

Auch dem Inspektor passte es nicht, bei Dunkelheit und dichtem Nebel loszugondeln. Doch er musste in den sauren Apfel beißen, streifte die gefütterte Lederjacke über und nahm auch den Helm mit, denn er war mit der Harley gekommen.

Die Maschine stand im Freien, auf dem kleinen Hinterhof des Yards. Sie wirkte wie ein Schatten an der Hauswand, der von Nebelwolken umflort wurde. Suko machte sich startbereit. Die wichtigen Waffen trug er bei sich. Er schnallte den Helm fest, ließ aber den Augenschutz oben, weil er bei diesem Wetter doch nur beschlug.

Der Chinese startete. Kühle und Feuchtigkeit hatten der Maschine nichts getan. Sie sprang sofort an.

Suko kurvte vorsichtig aus dem Hof. Zusammen mit ihm war auch ein anderer Wagen gestartet. Obwohl sich dieser in seiner Nähe befand, sah er von ihm nur mehr zwei gelbe Glotzaugen, die Nebelscheinwerfer. Es wurde eine Horror-Fahrt. Suko kam sich manchmal wie ein Blinder vor. Er wich oft parkenden Wagen aus und erlebte, dass die Suppe in Themse-Nähe noch dichter wurde, so dass eine Weiterfahrt über die Vauxhall Bridge schon einer Art Blindflug glich.

Geisterhaft begleitete ihn der graue Nebel. Erst wenn Suko dicht vor einem Hindernis war, sah er es. Meist nur rote Glotzaugen der Rücklichter, die aussahen wie verschwommene Blutflecken. Fußgänger waren bei diesem Sauwetter so gut wie keine unterwegs. London kam Suko vor wie eine Geisterstadt, denn der Nebel verfremdete die Geräusche.

Suko kannte London relativ gut. Auch bei normalem Wetter hätte er Mühe gehabt, die Adresse zu finden. Zweimal verfuhr er sich und verlor dementsprechend Zeit. Schließlich leuchtete er die

Hauswände ab und war froh, die richtige Straße gefunden zu haben.

Das Suchen nach der Hausnummer gestaltete sich etwas leichter. Dabei stieß Suko auch auf den silbergrauen Bentley, der am Straßenrand parkte. Er hielt neben dem Fahrzeug und schaute hinein, nachdem er eine Scheibe zur Hälfte freigewischt hatte.

Das Auto war leer.

Suko öffnete auch den Kofferraum. Er sah Johns Einsatzkoffer unberührt liegen. Da kam ihm eine Idee. Sollte er John finden und sollte sich dieser in Gefahr befinden, konnte ihm unter Umständen der silberne Bumerang helfen.

Suko wusste, wie der Koffer gefahrlos zu öffnen war. Er sah die »Banane« liegen, nahm sie an sich und steckte sie unter der Lederjacke hinter den Gürtel. Dann ging er den schmalen Stichweg hin zu seinem Ziel. Die Jacke ließ er dabei offen.

Es war eine völlig normale Wohngegend, in die sich Suko verirrt hatte. Durch den dichten Nebel wirkten die Häuser, als würden sie in einem geisterhaften Land stehen, in dem die Menschen zwar lebten, sich aber verkrochen hatten.

Licht brannte nur hin und wieder an den Haustüren. Und wenn, war es kaum zu erkennen. Suko trat dicht an die Wände heran und leuchtete mit seiner Lampe.

Endlich fand er sein Ziel. Es war das vorletzte Haus in der Reihe, und er sah, dass auch hier keine Lampe leuchtete, obwohl sich über der Tür eine befand.

Das Haus machte auf ihn einen völlig normalen Eindruck. Trotzdem konnte Suko sich des Gefühls einer Bedrohung nicht erwehren. Er glaubte einfach nicht daran, dass hier alles stimmte, denn als er durch eines der Fenster blickte, sah er überhaupt nichts. Zumindest hätte in einem der Zimmer eine Lampe brennen müssen. Auch sie sah Suko nicht.

Was konnte das nur zu bedeuten haben? Die hockten sich doch nicht

im Dunkeln hin und unterhielten sich?

Das Gefühl, einer noch nicht sichtbaren Gefahr gegenüberzustehen, verstärkte sich zusehends bei Suko. Er wusste nicht, wo sie lauerte, ob außen oder innen, und sehen konnte er sowieso kaum etwas, nicht einmal bis zum Nachbarhaus.

Suko trat an die Tür heran. Über ihm befand sich die Lampe. Einem Impuls folgend, streckte Suko den Arm aus und fasste das Glas an. Tropfen hatten sich dort gebildet und hingen fest. Wenn den Inspektor nicht alles täuschte, war das Glas warm. Wahrscheinlich musste die Lampe noch bis vor kurzem gebrannt haben.

Wenn das stimmte, war sie bewusst ausgeschaltet worden. Doch aus welchem Grund?

Im Film hat es der Held oft leicht, wenn er fremde Häuser betreten will. Da ist die Tür zumeist nicht verschlossen. Suko aber hatte Pech. Die Haustür ließ sich normal nicht öffnen, so dass er gezwungen war, ein Besteck zur Hand zu nehmen, das er stets bei sich trug. Das Schloss war völlig normal und würde ihm keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Er drückte den schmalen Streifen hinein, drehte ihn einige Male in verschiedenen Richtungen und war froh, als er das typische Geräusch vernahm, mit dem das Schloss sich öffnete. Als Suko jetzt die Klinke drückte, war die Tür offen. So leise wie möglich betrat er das Haus. Er hatte die Tür noch nicht wieder hinter sich geschlossen und befand sich in dem geraden Flur, als ihm etwas auffiel. Das Hausinnere schien uralte zu sein. Niemand wohnte oder lebte dort. Es roch nach Moder, alten Steinen und Verfall.

Dieser schon friedhofartige Geruch störte den Inspektor ganz gewaltig. Okay, die in dieser Gegend zählten nicht zu den Jüngsten, aber das hier roch, als hätte es bereits Jahrhunderte auf dem Buckel und wäre dabei, allmählich zu verfallen.

Die Wände strömten einen feuchten Schimmelgeruch aus. Suko hatte

bisher im Dunkeln gestanden. Nun schaltete er seine Lampe ein und leuchtete den Flur aus.

Der weiße Strahl tastete sich lautlos über das Mauerwerk. Hin und wieder glänzte er auch, wenn sein Licht auf glitzernde Spinnweben traf, die sich im Mauerwerk festgekrallt hatten. Er konnte auch auf die Ritzen schauen, wo weich und fingerbreit das Moos wuchs und kleine Käfer nach Ritzen und Spalten suchten, in denen sie sich vor dem für sie zu grellen Licht verstecken konnten.

Nicht weit entfernt lag eine dreistufige Treppe. Auch ihre Stufen sahen brüchig aus. Aus der Masse waren kleinere Steine herausgebrochen, so dass die Löcher wie kleine Krater wirkten, in denen sich die Feuchtigkeit gesammelt hatte.

Nach der Treppe begann die Tür. Im Gegensatz zum Hauseingang sah diese hier alt und verfallen aus. Sie hing schief in den Angeln. In den oberen Ecken hingen zitternde Spinnennetze, aus denen sich einige Fliegen nicht mehr befreien konnten.

Dieses Haus besaß ein besonderes Flair. Es atmete den Tod und den Verfall aus.

Wie konnte hier jemand leben und sogar ein Telefon besitzen? Oder war dies alles eine Täuschung gewesen, die auf einer gefährlichen Schwarzen Magie beruhte?

Wenn Suko normal und logisch nachdachte, konnte er sich kaum vorstellen, dass zwischen diesen Mauern noch jemand wohnte, aber er musste sich selbst davon überzeugen.

Als er auf der ersten Treppenstufe stand, knirschten unter seinen Schuhsohlen die kleinen herausgelösten Steine. Sie wurden zu grauem Staub zerrieben.

Suko nahm auch die nächsten zwei Stufen, stand vor der schiefen Tür und legte seine Hand dagegen. Er musste schon ein wenig Gewalt anwenden, um sie überhaupt nach innen drücken zu können. Dabei knirschte sie hässlich in den Angeln und kratzte über den

Boden. Das Geräusch war sehr laut. Falls sich jemand im Haus befand, musste er es gehört haben.

Es rührte sich nichts. Eine beklemmende Stille hielt den Inspektor umfassen, als er in die Diele hinter der Tür schritt, sie ausleuchtete und im Schein seiner Lampe den Durchgang zu einem ersten Zimmer entdeckte. Dort stand die Tür offen. Auch dieses Holz war vermodert, wirkte wie angefressen und verfault.

Suko brauchte nicht weit zu gehen, um den Raum zu erreichen. Im Schein der Lampe sah er das Chaos oder den Verfall. Nichts stand mehr auf seinem Platz. Da hingen die Bilder schief an den Wänden, da stanken die Sessel, als hätten sie bei Wind und Wetter im Freien gestanden. Da nahm er den Geruch von kaltem Rauch auf, der aus dem Kamin strömte, er sah einen halbzerstörten Tisch, der schief stand, weil ihm ein Bein fehlte, und er entdeckte auch das Telefon am Boden.

Das wunderte ihn. Der dunkle Apparat, ein Produkt der Technik, wollte einfach nicht in dieses Chaos hineinpassen. Der Hörer lag daneben. Eigentlich hätte Suko das Freizeichen hören müssen, doch der Apparat gab keinen Laut von sich. Er blieb stumm wie der berühmte Fisch. Wo befand sich John Sinclair? Diese Frage quälte Suko am meisten, während er jeden Winkel des Zimmers ausleuchtete. Der Strahl tastete sich hinein, er holte noch mehr von diesem Chaos hervor. Dreck, Staub und Spinnweben hatten sich zu einem Konglomerat vermischt, das an den Wänden klebte oder auf dem Boden lag. Nur etwas fiel Suko auf. Es war kein Möbelstück, aber es gab Menschen, die damit ihr Wohn- oder Arbeitszimmer schmückten, obwohl der Gegenstand für Sukos Geschmack immer nur Platz wegnahm. Auch hier wirkte der große Globus fehl am Platze. Er stand auf vier Holzbeinen, die praktisch ein Quadrat bildeten.

Weshalb stand dieser Globus da und sah fast aus wie neu? Er hatte

die gesamte Zerstörung überstanden und wirkte innerhalb des Raumes wie ein Fremdkörper.

Suko wusste sich keinen Rat. Er ahnte nur, dass dieser Gegenstand etwas Besonderes darstellte, deshalb entschloss er sich, sich irgendwann mit ihm näher zu beschäftigen.

Er hätte es sogar gern sofort getan, aber plötzlich vernahm er die dumpfen Laute über sich. Schritte!

Suko schaute zur Decke und leuchtete hin. Auch sie sah alt und schmutzig aus. Zudem wirkte sie so, als würde sie jeden Augenblick über seinem Kopf zusammenbrechen.

Die Schritte gingen hin und her. Sie durchquerten das Zimmer mit einer monotonen Regelmäßigkeit, als wollte sich die Person dort oben einfach nur die Zeit vertreiben. Suko wartete ein paar Sekunden, ging zur Tür und hatte sie kaum erreicht, als es still wurde.

Der oder die Unbekannte über ihm war stehen geblieben. Auch Suko ging nicht mehr weiter. Er dachte darüber nach, John Sinclairs Namen zu rufen, doch es war besser, wenn er selbst nachschaute. Und so wandte er sich der Treppe zu, die vom Verfall des Hauses ebenfalls nicht verschont geblieben war.

Die Stufen, aus dunklem Holz gelegt, sahen aus, als würden sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Auch das Geländer hatte seine Stabilität längst verloren. Als Suko über den Handlauf strich, spürte er die kleinen, rauen Splitter, die in das Fleisch stachen. Jede Stufe ächzte und knarrte, wenn Suko sie mit seinem Gewicht belastete, aber noch hielt die Treppe stand.

Suko erreichte die erste Etage und blieb ebenfalls in einer kleinen Diele stehen, die die gleichen Ausmaße besaß wie der kleine Flur unter ihm. Drei Türen sah er.

Suko interessierte sich für die linke, denn in diesem Raum hatte Suko die Schritte gehört. Da er zu den vorsichtigen Menschen zählte,

hatte er das Licht gelöscht. Der Inspektor wollte nicht unbedingt eine Zielscheibe abgeben.

Im Dunkeln wartete er ab. Wenn jemand aus dem Zimmer in die Diele schaute, würde er den Umriss eines Mannes sehen, der jetzt über die Schwelle ging. Vielleicht würde er auch die flüsternde Frauenstimme hören, die ihm als leises Zischeln entgegenschwang.

»Tritt ein in das Grauen des Untergangs, Mensch...«

Suko verließ sich auf seinen Instinkt. Der signalisierte ihm keine Gefahr mehr. So war es für ihn kein großes Risiko, die Lampe wieder einzuschalten und den Lichtarm wandern zu lassen. Er hatte die Worte nicht vergessen, mit denen man ihn begrüßt hatte. Als er sich im Raum umschaute, sah er die gleiche Unordnung wie eine Etage tiefer. Überall zerfielen die Möbelstücke, das Bett war nur noch ein stinkender Abfallhaufen, bedeckt mit grauem Staub, dunklem Schmier und Schimmel.

Auf dem Bett saß die Frau. Sie sah den Lichtstrahl auf sich gerichtet, streckte die Hand aus und spreizte die Finger. »Nein, nicht so, ich will nicht hineinschauen, verstehst du?«

»Schon gut.« Suko ließ die Lampe brennen und leuchtete zu Boden. Sie gab noch soviel Licht, dass der Inspektor ein weibliches Gegenüber trotz allem erkennen konnte.

Die Frau sah aus wie eine Trinkerin, die zu tief ins Glas geschaut hatte. Sie hockte auf der Bettkante, die Beine übereinandergeschlagen, den Kopf nach vorn gedrückt, und verlaufende Schminke beschmierte ihr puppenhaft wirkendes Gesicht. Da sahen die nachgezogenen Augenbrauen aus wie schwarze Ränder. Die Lidschatten hatten sich nach unten hin bis zu den Wangen verlängert.

Als Kleidung trug die Frau einen dünnen bunten Tüllstoff, der mehrmals um den Körper geschlungen war und trotzdem noch nackte Haut sehen ließ, als Suko die Frau zum zweitenmal anleuchtete.

»Wer sind Sie?« fragte er.

»Eine, die auf den Untergang wartet.«

»Wie das?«

Sie antwortete wieder mit leiser Stimme. »Alles um uns herum wird zusammenbrechen. Ich hatte gedacht, der Geisterdämmerung entfliehen zu können, es war ein Irrtum. Sie hat uns eingeholt, und sie wird uns nicht mehr loslassen. So wie hier das Haus vergeht, bricht an anderer Stelle das Pandämonium zusammen.«

Suko horchte auf. »Was sagen Sie da? Pandämonium?«

»So nennt man die Welt der Monstren und des Schreckens. Es ist ein alter Ausdruck, der...«

»Ich kenne ihn.«

»Dann weißt du ja Bescheid.«

»Nicht ganz«, erwiderte Suko. »Ich bin nicht gekommen, um mir von Ihnen etwas über das Pandämonium erzählen zu lassen, sondern weil ich meinen Freund und Kollegen John Sinclair suche. Er hat dieses Haus besucht, und ich habe sogar mit ihm telefoniert. Können Sie sich erinnern?«

»Vielleicht.«

»Das ist keine Antwort. Ja oder nein.« Sukos Stimme klang ärgerlich.

Die Frau lachte ihn an. »Was spielt das noch für eine Rolle, wo alles zerstört wird?« Sie deutete gegen die Decke und zeigte auch auf die Wände. »Wenn du ganz still bist, kannst du es hören. Dann vernimmst du das Knirschen und Knacken in den Mauern. Von innen her breiten sich die Risse aus, bis sie so groß geworden sind, dass die Mauern zusammenfallen. Wir haben das Unheil mitgebracht...«

»Wo kommt ihr her?«

»Aus dem Pandämonium. Deshalb wissen wir auch so gut Bescheid. Die Geisterdämmerung befindet sich im Anmarsch. Keiner, der sie direkt erlebt, wird ihr entgehen können. Auch nicht

derjenige, den du suchst, Chinese.«

Suko musste schlucken, so perplex war er. »Soll das heißen, dass sich John Sinclair im Pandämonium befindet?«

»Das soll es.«

»Und Sie sind hier?«

»Ja.«

»Wer, zum Teufel, sind Sie?«

Die Frau lachte wieder. »Ich heiße Quade. Jenna Quade. Man kann mich auch anders nennen: Monster, Überlebende, Flüchtling. Ich und mein Begleiter haben das Pandämonium verlassen und die Gestalt des echten Quade angenommen, dessen Zwillingsbruder Harold sich auf den Weg in das große Gebirge machte, um dort nach der Lösung zu suchen. Dabei hätte er nicht zu gehen brauchen, denn auch hier kann ich sie ihm zeigen. Das Pandämonium ist allgegenwärtig, hörst du? Allgegenwärtig. Er wird es kurz vor seinem Tode erfahren haben, aber da war es zu spät, da stand er schon denen gegenüber, die er kannte und die ihn geschickt hatten.«

»Waren Sie und Ihr Mann das?«

»Ja, wir töteten ihn.«

Suko schluckte. »Das ist unglaublich«, flüsterte er. »Sie haben ihren eigenen Schwager umgebracht?«

»Na und? Er hätte sich mit anderen Dingen beschäftigen sollen als mit diesen Forschungen. Wer in das Pandämonium hineinsteigt, für den spielen Entfernungen keine Rolle mehr. Der kann hier hineingehen, durch Dimensionen wandern und am anderen Ende der Welt wieder zum Vorschein kommen. Tore, um in die Welt des Pandämoniums zu gelangen, gibt es viele.«

»Und John Sinclair steckt darin?«

»Das sagte ich bereits.«

»Tat er es freiwillig?«

»Nein, wir sorgten dafür, dass er hineinging. Er war eben

neugierig, und er sollte seinen Willen haben. Jetzt kann er das miterleben, was niemand sonst zu sehen bekommt: die Geisterdämmerung. Da wird alles vergehen, auch der Mensch. Er wird zusammenschmelzen, als hätte man ihn in einen heißen Ofen gesteckt. Jetzt habe ich dir erzählt, welches Schicksal dem Geisterjäger bevorsteht. So nennt man ihn doch, nicht wahr?«

Suko ging nicht darauf ein, für ihn zählten die Fakten, und die legte er auf den Tisch. »Ich bin gekommen, um meinen Freund zu finden, und diesen Vorsatz lasse ich mir auch nicht nehmen. Haben Sie verstanden?«

»Du willst ebenfalls Selbstmord begehen?«

»Das glaube ich nicht. Ich möchte nur meinen Freund aus dieser Hölle herausholen.«

Sie lachte. Es klangen Häme und Spott mit. »Das ist niemandem bisher gelungen.«

»Ich werde der erste sein.«

Sie schüttelte den Kopf und deutete nach oben. Auch Suko schaute schnell hin. Er leuchtete zudem nach und sah den breiten Riss an der Decke.

»So wie dieses Haus zusammenbricht, wird auch das Pandämonium zerstört werden. Es gibt kein Zurück mehr.«

Suko sah sich den breiten Riss länger an. Er wusste sofort, dass es Zeit wurde, etwas zu unternehmen. Er ging einen langen Schritt auf die Frau zu und strahlte sie dabei an. Diesmal war es ihm egal, ob er sie blendete. Seine Hand legte sich auf Jennas Schulter. Hart griff er zu und zog die sich nicht Sträubende in die Höhe. Aber sie lachte dabei. Jenna Quade stand dicht neben Suko. Er nahm ihren Geruch auf. Sie stank nach feuchtem Schmutz. Selbst ihr Fleisch schien allmählich zu vermodern, und die Gesichtshaut war merkwürdig aufgequollen. Schief fiel ihr Grinsen aus, als Jenna nach Sukos Arm fasste. »Keine Chance, Chinese. Keine mehr. Das kann ich dir

versprechen. Du gehst unter. Wir alle gehen unter.«

»Klar, aber zuvor finde ich John Sinclair.« Er schob sie herum in Richtung Tür und hörte ihr Lachen. Wahrscheinlich glaubte sie ihm nicht, aber das war Suko egal. Er war bisher immer den richtigen Weg gegangen und ließ sich auch hier nicht beirren.

Dicht blieb er hinter der Frau, die in die kleine Diele schritt, stehen blieb und sich drehte.

»Jetzt bist du verloren«, sagte sie und warf sich rücklings der Treppe entgegen, um Platz für ihren Mann mit dem Gewehr im Anschlag zu schaffen...

Ich war bewusstlos, tauchte ein und merkte alles. Dass man mich in den Globus hineingedrückt hatte, war mir entgangen, aber ich nahm dennoch die andere Welt, die mich umgab, auf. Sie drückte von allen Seiten auf mich zu, umfing mich mit ihren breiten, gewaltigen Armen und zog mich hinein in einen feurigen, von gelben Blitzen beherrschten Schlund. Irgendeine Stimme befahl mir, die Augen zu öffnen, was ich auch tat. Ich starrte in die Feuerglut. Ein kaltes Feuer, ein gefährliches, helles Rot, als wären Flammen in ihrer ursprünglichen Form erstarrt, um dabei eine gewaltige Welt in Besitz zu nehmen.

In sie fiel ich hinein...

Das Schweben kannte ich bereits von zahlreichen Dimensionsreisen, die hinter mir lagen, und ich wusste auch, dass ich bald irgendwo landen würde und alles wieder anders aussah.

Und so glitt ich tiefer...

Die Welt öffnete sich. Sie bekam dreidimensionalen Charakter, obwohl sie selbst in der vierten lag. Ich spürte keinen Schmerz mehr im Hinterkopf, schwebte in die Tiefe und hätte ebenso gut in Aibon sein können, in das mich vor kurzem ebenfalls eine merkwürdige Reise geführt hatte.[\[2\]](#)

Nur lag unter mir kein weites, grünes Land, und auch die Luft war nicht so klar und frisch, statt dessen wurde sie von diesem dämonischen Feuer gefüllt und von den gelben Blitzen gespalten.

Ich fiel weiter. Nicht mit dem Kopf, sondern mit den Füßen voran. Meine Arme hatte ich hochgestreckt, als befände sich über mir eine Rettungsleine. Ob mich das Feuer jetzt schon umhüllte, konnte ich nicht erkennen, jedenfalls hatte ich das Gefühl, vor einer gewaltigen, überdimensionalen, roten Leinwand der unheilvollen Tiefe entgegenzugleiten und irgendwo im Nichts zu landen. Man hatte von einem Untergang gesprochen, von einer geheimnisvollen Geisterdämmerung, die die Welt des Pandämoniums zerstören sollte. Ich war auf dem Weg dorthin, um es mitzuerleben, und ich wartete auch darauf, dass mir die zahlreichen Monstren begegnen würden, die in dieser Dimension lebten.

Es lag schon Jahre zurück, da hatte ich einen Maler kennen gelernt, dem es gelungen war, ebenfalls einen Blick in das Pandämonium zu werfen. Und er hatte seine Eindrücke und Erlebnisse auf einer Leinwand festgehalten.

Zahlreiche Bilder hatten von dem Schrecken berichtet, der hinter ihm lag. Nicht umsonst war ihm der Name die Bestie von Soho gegeben worden. Ich war gespannt darauf, welche Monstren mir begegnen würden und ob sie tatsächlich vernichtet wurden, wenn die Geisterdämmerung begann. Noch fiel ich in das kalte Feuer hinein und konnte durch eigene Kräfte nichts steuern. Aber jede Reise hat einmal ein Ende, auch bei meiner musste es sich so verhalten.

Ich legte den Kopf zurück, so dass ich dorthin schauen konnte, wo ich hergekommen war.

Nein, den Globus entdeckte ich nicht. Es wäre auch ein Wunder gewesen, denn er diente nur als Tor zum Pandämonium. Was dahinter oder darunter lag, das konnte er nicht beeinflussen. Da passten auch die normalen menschlichen Maßeinheiten nicht mehr,

denn die vierte Dimension war kaum begreifbar.

Als zeitliche Größe setzte man sie ein, doch ich hatte erlebt, dass es auch innerhalb der Zeit dreidimensionale Grenzen gab, mit denen die fernen, magischen Welten ausgerüstet waren.

Noch rutschte ich weiter. Tiefer hinein in die Lautlosigkeit, denn nicht der Hauch eines Windes umgab mich. Die gewaltige Feuerwand zuckte weiterhin vor meinen Augen, ich sackte an ihr entlang und hoffte immer stärker auf einen Kontakt mit dem Untergrund.

Ihn musste es auch hier geben, dessen war ich mir sicher. Da brauchte ich mich nur an die Bilder des Malers zu erinnern. Er hatte die Szenen aus dem Pandämonium gezeigt, und ich hatte gesehen, dass es Vulkane, Berge, Felsen und öde Landstriche gab.

So aber fiel ich weiter.

Die Temperatur blieb gleichmäßig. Nur auf meiner Brust, wo sich das Kreuz befand, spürte ich ein wärmendes Gefühl. Der geweihte Talisman reagierte. Er nahm instinktiv die Gefahren auf, die in der Fremde auf ihn und seinen Träger lauerten. Dass es überhaupt so reagierte, war für mich ein Hoffnungsschimmer. So kam ich mir nicht so ganz verloren vor in einer Welt, die Menschen kaum gesehen hatten.

Und ich spürte Widerstand! Endlich, dachte ich, breitete die Beine aus, stand und wollte es kaum fassen. Als hätte ich zu viel getrunken, bewegte ich mich zunächst im Kreis. Dann versuchte ich das dumpfe Gefühl im Kopf abzuschütteln.

Es gelang mir nicht. Der Druck blieb. Ich tastete meinen Kopf ab und fand eine kleine Beule unter dem Haaransatz. Dort hatte mich der Schlag mit der Waffe erwischt.

Mein Herzschlag hatte sich normalisiert. Auf dem Weg zum Ziel hatte er manches Mal härter gepocht. Wichtig war, dass ich atmen konnte. Es zogen mir keine giftigen Dämpfe oder Schwaden mehr

entgegen. Ich schaute wieder nach vorn, wo die gewaltige Wand aus Feuer stand, die mir auch jetzt vorkam wie ein links und rechts nicht enden wollender Vorhang.

Die Flammen, aus denen sich die Wand gebildet hatte, mussten unter irgendeiner Kontrolle stehen. Sie bewegten sich zwar, dies aber geschah nur zeitlupenhaft, und ihre glutroten Spitzen verschwanden über mir in der roten Unendlichkeit. Dazwischen zuckten die hellgelben Blitze wie krumme Messer in den Flammenvorhang hinein, ohne ihn jedoch völlig zerstören zu können, denn wenn er an gewissen Stellen für einen Moment aufriss, wuchs er auch ebenso schnell wieder zusammen. Auf die Blitze konnte ich also nicht hoffen. Möglicherweise trugen sie auch zu einem schnelleren Untergang dieser kaum zu begreifenden Welt mit bei.

Gab es noch etwas anderes als diese Flammen?

Ich drehte mich um. Bei meiner ersten taumelnden Bewegung hatte ich die Augen geschlossen gehabt, jetzt schaute ich in die den Flammen gegenüberliegende Richtung und sah in eine kalte, trostlose, dunkle Leere hinein.

So weit meine Vorstellungskraft reichte, breitete sie sich vor mir aus. Da gab es keinen Himmel und keine Grenzen, auch keinen Horizont. Er war die Leere, die graue Schwärze, von mir aus gesehen völlig flach, was nichts zu bedeuten brauchte, denn die Dunkelheit würde eigentlich alles verdecken.

Das Feuer war interessanter, deshalb schaute ich wieder auf die große gelbrote, sich träge bewegende und von dünnen Blitzen gespaltene Wand.

Abermals dachte ich an die Zeichnungen des damals in Soho ausstellenden Malers und suchte eigentlich die Geschöpfe und Monster, die er ebenfalls gesehen hatte. Vergeblich.

Gab es sie vielleicht nicht mehr? Hatte die Geisterdämmerung schon dafür gesorgt, dass sie nicht mehr existierten? Waren sie

vielleicht als erste an die Reihe gekommen?

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als ich hinter mir ein schreckliches Heulen vernahm. Ich drehte mich um, zog die Beretta und bekam eine Gänsehaut, als aus dem Grau der Finsternis etwas Korpulentes, Unheimliches hervorschoß und sich mir näherte. Es war ein gewaltiger Fisch mit einem aufgeblähten Kopf, zwei riesigen Maulhälften, die weit aufgerissen waren, so dass ich die Zahnreihen erkennen konnte, die Ähnlichkeit mit denen eines Barracudas aufwiesen. Ich zielte schon auf das Maul, als der Fisch sich vor meinen Augen auflöste und als Schattenfetzen an mir vorbeiwischte. Ich hatte keine Zeit, mich von der Überraschung zu erholen, denn schon folgte das nächste Monstrum.

Ein Mensch!

Im ersten Augenblick sah es tatsächlich so aus. Es bewegte sich auf zwei Beinen voran, besaß einen runden Leib, aus dem kleine Totenköpfe wuchsen, deren Mäuler sich bewegten, weil sie Worte hervorstoßen wollten.

Ich hörte sie. Es war wie ein Gruß aus der Unendlichkeit, als mir das eine Wort entgegenwehte und eigentlich alles zusammenfasste, was in dieser schrecklichen Dimension geschah.

»Geisterdämmerung...«

Dann zerplatzte das Wesen zu Schattenteilen, die als huschendes Etwas auf die Feuerwand zurasten und von ihr gierig verschluckt wurden. Ich hatte das bewusste Wort gehört und auch die Folgen gesehen. War dies symptomatisch für diese Welt?

Davon musste ich einfach ausgehen. Man hatte mir von der Geisterdämmerung berichtet, und jetzt bekam ich den Anfang vom Ende in der Praxis mit. Ich hatte die Gestalten gesehen, und ich hatte erlebt, wie sie starben. Dahingerafft wurden sie von Kräften, die ich selbst auch nicht begreifen konnte.

Es blieb in der Schwärze nicht ruhig. Schauriges Heulen, vermischt

mit einem hohen, von Todesängsten gefüllten Kreischen wehte mir entgegen. Manchmal sah ich auch die Bewegungen im unheilvollen Grau. Es waren die Monstren, die sich zum letzten Mal aufbäumten, bevor der Bann des Todes sie traf und radikal vernichtete. Nur wenige schafften es, in die Helligkeit des Flammenvorhangs zu gelangen und damit die Grenze zu erreichen, auf der ich stand und regungslos in die Schwärze starrte.

Fast hätte ich die Gestalt übersehen, weil sie über den Boden kroch und plötzlich meine Beine umklammerte. Ich zuckte zusammen, schaute nach unten und sah eine Frau. Sie besaß zwei verschiedene Gesichtshälften. Die eine feuerrot, die andere giftgrün. Auf ihr wuchsen Schuppen. Und aus dem Maul, als Mund konnte man es nicht bezeichnen, hing wie ein gekrümmter Wasserschlauch eine graue Zunge so weit hervor, dass sie mit ihrem Ende den Boden berührte und dort um sich schlug.

Die Gestalt besaß keine Hände, sondern Krallen, die sich im Stoff meiner Hose festhakten und dort ihre Kraft verloren. Die Gestalt sackte zusammen. Das Monstrum fiel auf den Rücken. Sein Gesicht verlor an Farbe, und plötzlich löste es sich in drei verschiedene Schattenteile auf, die der Feuerwand entgegenglitten.

Ich kam noch immer nicht mit und schaute den Schatten nach, die das Feuer fraß.

Weshalb wurden die Monstren vernichtet und nicht ich? Das war normal nicht zu begreifen. Da musste sich schon etwas irgendwo im Hintergrund abspielen, dass es mir als einzigem gelang, in dieser allmählich sterbenden Hölle stehen zu bleiben und zu überleben. Sollte das Kreuz die Verantwortung tragen? Ich hängte es über die Kleidung. Und sofort reagierte es. Es glänzte, leuchtete und vibrierte, als wollte es sich gegen etwas stemmen, und ich fühlte mich besser. Wieder wurde ich aufmerksam, als andere Blitze in die Feuerwand schlugen und sie teilten. Diesmal waren die hellgelben, gezackten

Messer breiter gewesen. Dementsprechend zeigten sich auch die Risse, aber sie wuchsen noch immer zusammen.

Wann würde das nicht mehr geschehen? Und was, so fragte ich mich, lag hinter der fast erstarrten Feuerwand?

Schräg neben mir erschien eine Gruppe von Monstren. Sie kamen mir vor wie flüchtende Tiere, wenn die Savanne brannte und sich das Wild vor dem Feuer retten wollte. Sie aber konnten sich nicht retten. Die gehörnten Mutationen rasten auf die Feuerwand zu. Manche auf vier, andere auf sechs Beinen. Dann war es um sie geschehen. Die Wand schluckte sie.

Nicht einmal ihre Schatten sah ich mehr, weil sie sich zu nahe herangewagt hatten.

Hinter mir lagen schaurige Minuten - falls man in dieser Welt überhaupt von Zeit sprechen konnte -, aber ich sah allmählich klarer. Die träge Feuerwand musste der große Zerstörer sein. Sie trug dafür Sorge, dass das Pandämonium, die Heimat furchtbarer Monstren, allmählich zerstört wurde. Denn kein anderer Grund konnte meiner Ansicht nach für die Auflösung sorgen.

Nur ich blieb...

Zudem wurde ich einfach das Gefühl auf mich zukommender Gefahr nicht los. Die Feuerwand schien näher an mich herangerückt zu sein und damit auch die Gefahr, dass es ihr irgendwann gelang, mich ebenfalls zu schlucken oder in Schatten aufzulösen.

Was konnte ich dagegen unternehmen? Sollte ich auf sie zulaufen und mein Kreuz aktivieren?

Das wäre eine Möglichkeit gewesen. Was da genau geschehen würde, stand in den Sternen. Da ich es nicht wusste, schob ich diese Lösung zunächst einmal vor mir her.

Dafür drehte ich mich wieder um, denn etwas war mir aufgefallen. Die Ruhe. Kein Schreien und Heulen mehr. Hinter mir lag die graue Düsternis wie ein in die Unendlichkeit vorstoßender Teppich.

Sollten tatsächlich alle Monstren vernichtet worden sein? Um genauer darüber Bescheid zu wissen, drehte ich mich um und ließ meinen Blick so weit über die Schwärze gleiten, wie es mir möglich war. Etwas hatte sich verändert. Aus dem Boden war ein Fels oder eine Gestalt hervorgewachsen. Genau konnte ich es nicht erkennen, ich musste näher heran, und meine Schritte setzte ich zögernd. Ja, das war ein Felsen und gleichzeitig auch eine Gestalt, die gebückt und mit übereinandergeschlagenen Beinen auf der pyramidenförmigen Spitze hockte und die Hände auf das obere Knie gelegt hatte.

Ich wunderte mich fast wie die kleine Alice, als sie zum erstenmal das Märchenland betreten hatte.

Es war kein Monstrum, das auf dem Felsen seinen Platz gefunden hatte, sondern ein Mensch. Er saß gebeugt. Obwohl kaum Licht vorhanden war, konnte ich seine langen Haare erkennen und auch seinen Bart. Nur gelang es mir nicht, in das Gesicht zu schauen, es war mir abgewendet. Der Mann saß dort wie ein Denker. Er schaute in die düstere Schattenwelt des Pandämoniums hinein und kam mir vor, als wäre er ein Retter für mich. Oder ein Mann, der über das Schicksal der untergehenden Welt des Pandämoniums nachdachte und vielleicht als einziger die Geisterdämmerung überlebte.

Seltsam - weshalb kamen mir diese Gedanken? Sie hatten überhaupt nichts mit den zurückliegenden Vorgängen zu tun. Wenigstens nicht unmittelbar. Trotzdem musste ich daran denken und konnte mich auch nicht dagegen wehren. Obwohl mir der Mann fast den Rücken zuwandte, hatte ich das Gefühl, als behielte er mich unter Kontrolle. Er saß regungslos da, so dass ich mich fragte, ob überhaupt Leben in ihm steckte. Neugierig, wie ich war, wollte ich es genau wissen. Zwei Schritte ging ich in die Schattenwelt hinein. Dann stoppte mich auch schon die Stimme des geheimnisvollen Mannes. »Bleib stehen, John Sinclair!«

Volltönend hatte sie meine Ohren erreicht. Sie sprach nicht, wie

sonst immer, in meinen Gedanken zu mir, nein, sie redete laut und deutlich. Ich aber hatte das Gefühl, als wäre mir der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Ich kannte die Stimme.

Verdammt, ich kannte sie so genau, denn sie gehörte einem Wesen, das den Anfang und das Ende zu kennen schien, das über das Buch der grausamen Träume ebenso Bescheid wusste wie über Aibon, das Reich der Druiden.

Die Gestalt, die dort stumm und nachdenklich auf dem Felsen saß, war der Seher!

Suko war ein Mann, der nicht nur schnell reagieren, sondern auch rasch denken konnte. Da die Frau gesprochen hatte und sich gleichzeitig in Deckung warf, konnte sie nur eine zweite Person gemeint haben, und die stand auf der Schwelle zu einer weiteren offenen Tür. Das Gewehr hielt sie in Anschlag, die Mündung wies auf Suko, der blitzartig zu Boden tauchte, als der andere abdrückte.

Der heiße Gruß aus Blei surrte über seinen Kopf hinweg und jagte irgendwo ins Treppenhaus.

Suko hörte einen Fluch, schnellte vor und krachte mit der Schulter gegen die Tür, die der andere hastig zugeworfen hatte. Die Tür wackelte und zitterte zwar, aber Suko bekam sie nicht aufgestemmt. Schlangengleich zog er sich zurück, da er nicht in Gefahr laufen wollte, von einer durch das Türholz gefeuerten Kugel getroffen zu werden. Und der andere schoss wieder. Er hatte diesmal sogar ziemlich tief gezielt, so dass Suko getroffen worden wäre. Noch einen dritten Schuss jagte der Mann hinterher, und diesmal zackte die Kugel dicht vor Suko in den Boden.

Der Chinese schrie auf. Ein schmerz erfüllter Schrei, der durch das Haus hallte und der von anderen gehört werden musste, wenn dieser nicht taub war. Suko hatte so geschrien, als wäre er erwischt worden. Er hoffte, dass der heimtückische Mörder auf diesen Trick

hereinfiel. Der Inspektor lag auf der Seite. Aber so, dass er in Richtung Tür schauen konnte. Ein Bein hatte er angewinkelt, einen Arm ausgestreckt. Diese Haltung sah echt aus.

Zunächst tat sich nichts. Auch von der weiblichen Person hörte und sah Suko nichts. Sie musste sich irgendwo unten in den Räumen verborgen halten. Er vernahm deutlich das Knirschen an der Decke, sah zwar den entstandenen Riss nicht, dafür aber den Staub, der ihm ins Gesicht rieselte.

Ihm fiel das Warten schwer...

Sekunden reihten sich aneinander. Auch nach einer Minute tat sich noch nichts. Nur das Haus selbst arbeitete. Es ächzte, es stöhnte, als würden in seinen Wänden Kräfte wohnen, die dabei waren, es langsam aber sicher zu zerreißen.

Dieses Haus ging unter. Es war ein Relikt inmitten der anderen, der normalen, die zwar altersmäßig nicht jünger waren, aber nicht den dämonischen Keim besaßen wie diese Bude, in der Suko lag. Wartete der andere zu lange, konnte es sein, dass sie beide unter den Trümmern begraben wurden.

Aber er hatte Glück. Der Schrei musste gewirkt haben, denn an der Tür zum anderen Raum hin tat sich etwas. Behutsam wurde sie geöffnet, und der Spalt vergrößerte sich so weit, bis er die Breite einer Hand angenommen hatte. Der andere schaute hindurch.

Jetzt kam es bei Suko darauf an, ob er es schaffte, den Toten zu spielen. Er musste gut sein, sehr gut sogar, durfte weder mit den Augen zwinkern noch mit den Zehen wackeln. Und trotzdem musste er bereit sein, im nächsten Augenblick zu explodieren wie ein Geschoss. Das hässliche Knarren der Tür durchwehte die kleine Diele. Jetzt war die Öffnung so breit, dass sich ein Mensch hindurchschieben konnte. Vorerst geschah dies nicht, dafür erschien ein Rohr, wobei dieses Rohr eine verdammte Ähnlichkeit mit einem Gewehrlauf aufwies. Suko hielt die Augen offen. Er sah, dass die

Waffe ein zu einem Gewehr umfunktionierter Spazierstock war, der die tödlichen Ladungen abfeuerte. Eine heimtückische Waffe, wie sie nur feige Mörder benutzen, um andere ohne Warnung zu erschießen.

Auch jetzt musste Suko damit rechnen, getroffen zu werden, wenn der andere auf Nummer Sicher gehen wollte. Zudem war kein Blut zu sehen. Suko hatte sicherheitshalber seine Hand auf den Magen gepresst. Es sollte so wirken, als hätte er seine Finger noch im Todeskrampf in die Wunde gekrallt.

Der andere glaubte ihm, denn er schoss nicht. Irgendwo brannte auch eine trübe Funzel. Sie warf ihr spärliches Licht auch in die Diele und streifte ebenfalls die Gestalt des Mannes, der das Zimmer mit vorsichtig gesetzten Schritten verließ.

Es war ein Buckliger, wie Suko erkennen konnte. Und das Gesicht zeigte die Furchen und Gräben des Alters. Die grauen Haare wirkten schmutzig und ungepflegt.

Der andere seiberte, kicherte und näherte sich dem liegenden Chinesen.

»Erst Sinclair, jetzt du!« formulierte er flüsternd, und Suko verspürte bei diesen Worten einen heftigen Stich in der Brust. Sollte dieser Hundesohn John ermordet haben?

Der Chineser schluckte hart. Er spürte, dass sich sein Herzschlag beschleunigte, und er hoffte stark, dass der andere davon nichts bemerkte. So blieb er zunächst einmal liegen und sah zu, wie der Bucklige sich bückte, um ihn mit seinen mageren Fingern der linken Hand zu untersuchen. In der rechten Hand hielt er seinen Gewehrstock. Und den hämmerte Suko mit einem blitzschnellen Schlag zur Seite. Gleichzeitig schleuderte er seine Beine hoch und ließ die Füße vorschnellen.

Der Bucklige wurde davon so überrascht, dass er sich weder halten noch wehren konnte. Wie vom Katapult geschleudert, flog er zurück, warf noch die Arme hoch, begann wütend zu schreien und krachte

mit dem Rücken gegen die offene Tür, die er nach innen öffnete, wobei er ihr folgte.

Da stand Suko bereits auf den Beinen und folgte diesem Kerl. Er flog regelrecht in den Raum, der voll Gerümpel stand. Suko krachte hinein, wobei es unter seinem Gewicht zusammenbrach, aber er erwischte auch den Buckligen, der schrie, als würde er am Spieß stecken. Seinen Gewehrstock hielt er noch umklammert, er schlug damit nach Suko, der war es leid und entriss ihm das verdammte Ding, um es in die Düsternis des Zimmers zu schleudern.

Jetzt sah Suko auch, wo die Lampe brannte. Weiter hinten an der Wand hing sie wie ein großer trüber Tropfen. In diese Richtung schleuderte der Inspektor seinen Gegner. Der Bucklige spielte Flieger. Er breitete noch die Arme aus, krachte unter der Lampe gegen die Wand und schüttelte den Kopf, als hätte ihm jemand Wasser über den Schädel gegossen. Suko wollte nachsetzen, war schon einen Schritt vorgegangen, als er das Knirschen vernahm und auch bemerkte, wie die Wand hinter dem Buckligen nicht nur Risse bekam, sondern auch ins Wanken geriet. Suko musste zurück.

»Hau ab!« schrie er dem Buckligen zu, der nicht hörte, dafür aber lachte und von einem Untergang und der Geisterdämmerung sprach, die auch dieses Haus erfassen würde.

»Wir sind aus dem Pandämonium geflüchtet!« brüllte er mit sich überschlagender Stimme. »Wir sind entkommen, aber das Unheil hat sich auf unsere Fersen geheftet. Es wird uns vernichten, nur vernichten, verflucht noch mal...«

Die letzte Beschimpfung erstarb in einem gewaltigen Krachen, das ertönte, als die Wand zusammenbrach. Sie fiel in sich zusammen und gleichzeitig nach vorn, denn so würde es ihr gelingen, den anderen unter sich zu begraben.

Suko sah, wie sich die Brocken lösten, und er glaubte sogar, für einen kurzen Moment einen hellen Feuerschein zu sehen. Dann löste

sich auch die Decke, und er musste aus dem Zimmer verschwinden, wenn er nicht ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen werden wollte. Geduckt huschte er durch die offene Tür, schützte seinen Kopf mit den Armen und blieb erst in der kleinen Diele stehen. Im Zimmer vor ihm rumorte und krachte es. Gewaltige Brocken stürzten zu Boden, das Licht verschwand, riesige Wolken aus Dreck und Staub quollen in die Höhe, drangen durch die offenstehende Tür nach draußen und nahmen Suko die Sicht auf das Chaos und den Wall von Trümmern. Auch seine Umgebung blieb nicht verschont. Als er in die Höhe leuchtete, hatte er das Gefühl, als würde sich die Decke durchbiegen, aber sie hielt, wie auch die übrigen Trennwände der angrenzenden Räume.

Allmählich nur wurde es ruhiger. Es fielen noch einige Reste nach. Dumpf polternde Geräusche entstanden, wenn die Steine zu Boden prallten oder vom Schuttberg rutschten.

Suko stand nahe der Treppe, um, wenn es nötig war, so rasch wie möglich in Deckung zu gehen. Wie sein Freund John Sinclair trug auch er stets eine dieser kleinen Bleistiftleuchten mit sich herum, um für Notfälle gerüstet zu sein. Hier war einer dieser Notfälle eingetreten. Suko schaltete die Lampe ein. Verdammt dünn war der Strahl, der sich zu Beginn noch durch die dünneren Schichten der Staubwolken bohrte, dann aber in den dickeren Staubwolken hängen blieb, so dass er dem Inspektor kaum etwas half.

Geröll, kleinere Steine und Schutt waren durch die zerstörte Tür in den kleinen Flur gedrückt worden. Unter den Füßen des Chinesen knirschte der Dreck. Schon bald musste er über die ersten Steine hinwegsteigen, um sein Ziel zu erreichen.

Der Staub setzte sich an den Schleimhäuten fest. Ein Niesen konnte er nicht mehr unterdrücken. Der Laut aber hielt sich in Grenzen. Viel brachte es nicht, wenn er die Lampe bewegte und sich der Strahl durch die Staubwolke bohrte. Er sah die zahlreichen Trümmer, den

Dreck, die helleren Brocken der Decke und das breite Loch in der Wand. Dahinter befand sich ebenfalls eine Mauer. Wahrscheinlich gehörte sie zum Nachbarhaus. Suko wunderte sich sowieso, dass die anderen Bewohner noch nicht aufmerksam geworden waren. Vielleicht waren sie auch Terror und Krach gewohnt und kümmerten sich nicht darum, was um sie herum vorging.

Viel sehen konnte Suko nicht, dafür vernahm er die rollenden Laute, und er hörte auch das Schaben, das entstand, als Dreck und Staub in Bewegung gerieten.

Suko selbst war nicht der Grund für diese Veränderung, der musste woanders liegen.

Suko drehte seine Hand und leuchtete in die Mitte des Zimmers, wo sich der Steinberg türmte. In seinem Innern geschah etwas. Jemand musste sich dort bewegen, denn das Geröll wurde von unten nach oben gedrückt.

Suko hielt den Atem an. Er stand starr auf seinem Fleck, den Lampenstrahl auf das Zentrum gerichtet. Eigentlich gab es nur eine Möglichkeit für ihn. Derjenige, der unter den Steinen gelegen hatte, war Irvin Quade. Aber konnte ein Mensch dieses unheimliche Gewicht an Steinen, Dreck und Geröll eigentlich überleben? Es war kaum zu glauben, und in den nächsten Sekunden erkannte der Inspektor, dass doch jemand überlebt hatte.

Fast aus der Mitte des Geröllhaufens schob sich etwas hervor. Suko leuchtete direkt mit der Lampe dorthin. Er sah einen schwarzen Fellkopf, bei dem die Ohren in die Höhe standen. Und er sah die kalten, gelblich leuchtenden Raubtieraugen, die auch zu einem Panther gepasst hätten. Da wusste der Inspektor, wer aus den Trümmern hervorkroch und überlebt hatte. Ein Werpanther, der einmal Irvin Quade gewesen war... Noch bedrohte er den Inspektor nicht, und Suko dachte an die Erzählungen des Inders Mandra Korab, der ebenfalls im ewigen Eis einen Werpanther entdeckt hatte.

Hier sah er das gleiche. Weit voneinander entfernte Magien trafen sich gewissermaßen an einem schwarzmagischen Schnittpunkt, in dessen Mitte Suko stand und abwartete.

Die Mutation machte es sich nicht leicht. Aus der Tiefe des Schutthügels räumte sie Steine weg. Es würde einige Zeit dauern, bis er völlig im Freien stand.

Hatte sich sein Kopf auch verändert, so waren die Hände und Arme die eines Menschen geblieben. Deshalb konnte er auch die Steine so vorsichtig zur Seite räumen.

Die Lampe hatte Suko gelöscht. Er hielt sich im Schatten und wartete darauf, was der andere unternehmen würde. Der Inspektor zog seine Peitsche und schlug damit einen Kreis. Die drei Riemen rutschten hervor, klatschten zu Boden, und Suko ärgerte sich über dieses Geräusch, obwohl es im Rollen der Steine und dem Gleiten des Schutts untergegangen war.

Auch Quade wurde von der Düsternis verschluckt. Wenn etwas von ihm zu sehen war, dann nur die gelben Raubtieraugen, die wie ausgeschnitten in seinem Gesicht standen und eine Kälte in sich bargen, die Menschen erschrecken konnte.

Die Mutation kam. Suko hörte das Knurren des Werpanthers. Er wurde ihm drohend entgegengeweht. Der Chinese veränderte seinen Standort, huschte zur Seite, holte seine Minilampe hervor, schaltete sie ein und legte sie so zu Boden, dass ihr Strahl den Schutthaufen beleuchtete. Sofort danach nahm Suko wieder einen Stellungswechsel vor und blieb dort stehen, wo er zuvor gestanden hatte.

Suko hatte mit dieser Aktion den Werpanther irritieren wollen. Das war ihm gelungen. Der Mutant vermutete Suko dort, wo die Lampe lag. Er bewegte sich dorthin, das Maul stand offen. Für einen winzigen Moment blitzten die Reißzähne im fahlen Lampenlicht, und Suko hielt die Waffe schlagbereit.

Der Werpanther drückte sich zur Seite. Wahrscheinlich wollte er einen günstigeren Sprungwinkel bekommen, duckte sich zusammen - Suko nahm diese Bewegung als Schatten wahr -, und als er sich abstieß, hörte er das leise Zischen des Inspektors.

»Bleib stehen, Bestie!«

Es war eine Warnung, die nicht fruchtete. Kein Veränderter gehorchte einem Menschen, auch dann nicht, wenn er sich durch seine Handlung in Gefahr brachte.

Der Werpanther drehte sich nach rechts - und sprang!

Mit dieser Aktion hatte Suko gerechnet und sich dementsprechend darauf eingestellt. Sein rechter Arm war in die Höhe geschneilt, einen Lidschlag später jagten die drei Riemen der Dämonenpeitsche vor, fächerten und erwischten die Bestie.

In der Dunkelheit war es schlecht zu sehen. Suko hörte das ihm bekannte Klatschen, als die starke Waffe auf den Körper des Mutanten traf. Der Werpanther hatte den Sprung nicht mehr stoppen können, deshalb prallte er auch gegen Suko, aber dieser streckte seinen freien Arm aus, und die Bestie kippte zurück, ohne dass sie es geschafft hätte, zuzubeißen.

Wo sie gelandet war, sah Suko nicht genau. Zudem lag sie auf der Lampe, es war wieder finster geworden, und aus dieser Dunkelheit strömten Suko die fürchterlichen Geräusche entgegen. Ein schweres Ächzen und Stöhnen. Jammern, mit einem saugenden Kreischen untermalt.

Laute des Todes, denn Suko hatte mit der Dämonenpeitsche eine seiner stärksten Waffen überhaupt eingesetzt. Werwölfe oder Werpanther vernichtete sie immer, und sie traute sich auch an höhere Dämonen heran. Auch für sie war sie tödlich.

Als zweite Lichtquelle musste dem Inspektor ein Feuerzeug reichen, das er ebenfalls bei sich trug, obwohl man ihn als Nichtraucher bezeichnen konnte.

Die Flamme riss nur eine kleine Insel aus der Finsternis. Die aber reichte aus, um Suko erkennen zu lassen, wie der Werpanther verging. Er lag auf dem Rücken, das Maul aufgerissen. Abwechselnd drangen Licht und Schatten in den Schlund, füllten ihn mit tanzenden Gebilden aus und huschten auch über das schreckliche Gebiss.

Ein Wesen, das aus einer anderen Dimension gekommen war und gemordet hatte, war ebenfalls getötet worden. Es lag in den letzten Zuckungen. Das schwarze, glänzende Fell der Bestie war grau geworden. Es fiel auseinander, und die Knochen darunter wirkten brüchig wie alter Käse, den jemand zerkrümelte.

Mit dem Fuß schob Suko den Körper zur Seite. Er wollte noch seine Lampe an sich nehmen. Suko wunderte sich darüber, wie leicht dieser Werpanther geworden war, als er bei dem leichten Druck über den Boden schabte, so dass Suko seine Leuchte hochheben konnte. Er kannte die weiteren Vorgänge. Von dieser Kreatur würde nur Staub zurückbleiben.

Aber noch gab es die zweite Person in diesem Haus. Jenna Quade, die Frau des Werpanthers. War auch sie eine Mutation? Gehörte sie ebenfalls in diesen Zirkus des Grauens?

Suko wollte ihr, wenn es möglich war, einige Fragen stellen und wandte sich der Treppe zu, um nach unten zu gehen. Der hochgewirbelte Staub hatte sich wieder gesenkt. So war die Luft relativ frei. Auch die kleine Lampe brauchte Suko nicht mehr eingeschaltet zu lassen, von unter her sah er den Lichtschein bis auf die ersten Stufen fallen. Jenna hatte ihm sicher ein Zeichen geben wollen.

Dennoch blieb Suko vorsichtig. Er steckte die ausgefahrene Dämonenpeitsche seitlich in seinen Gürtel, wo auch der Bumerang seinen Platz gefunden hatte. Dann schritt er die Treppe hinab. Auf den Stufen hatte sich der Staub niedergelegt. Er machte sie etwas glatt, und Suko hatte kaum die Hälfte der Distanz hinter sich

gelassen, als er die Geräusche hörte.

Diesmal war es kein Knurren oder Fauchen. Dafür ein herzerreißendes Jammern, das ihm entgendrang, als würde jemand schrecklich leiden. Wahrscheinlich war das auch so. Jenna konnte durchaus über den Tod ihres Lebensgefährten trauern, auch wenn sie selbst nicht mehr zu den Menschen zählte.

An eine Gefahr glaubte der Inspektor nicht. Aus diesem Grunde ging er auch zügig. Er wandte sich sofort dem Wohnraum zu, den er schon kannte. Dort eingetreten, blieb er dicht hinter der Türschwelle stehen. Hier unten brannte das Licht. Auch die Wände und die Decke zeigten sich normal, wenn auch mit Rissen.

Die Frau hockte wieder auf ihrem Sitzkissen. Sie hatte es neben den großen Globus geschoben. Aus dem Flur drangen die restlichen dünnen Staubschleier, die lautlos die Treppe hinabgekrochen waren. Das Licht in dem Zimmer wirkte auf Suko wie eine einsam brennende Totenleuchte. Er musste sich zweimal räuspern, bevor er überhaupt wahrgenommen wurde.

Langsam ließ Jenna die Hände sinken, die sie gegen ihr Gesicht gepresst hatte. Sie fielen auf die Oberschenkel, und die Frau hob den Kopf, um Suko ins Gesicht sehen zu können.

Der nickte ihr zu.

Ihr Blick blieb starr. Das Gesicht sah lächerlich aus. Durch Schweiß und Tränen war die Schminke verlaufen. Man konnte meinen, dass ein Friseurlehrling seine ersten Schminkversuche unternommen hatte und ein wenig durcheinandergekommen war.

Jenna schluchzte und sprach in einem. »Es ist furchtbar«, sagte sie leise. »Alles ist eingetreten, so wie ich es vorausgesehen habe. Im Pandämonium beginnt die Geisterdämmerung. Dort bricht alles zusammen. Welten werden zerstört, und diese Welten greifen auch auf uns über. Schau dich doch mal um...«

»Sie meinen, dass auch hier die Geisterdämmerung eintritt?«

»Ja. Das Haus kann den Kräften nicht widerstehen. Da entstehen Risse, Wände brechen zusammen, Decken ebenfalls. Es ist, als ob sich hier das gleiche vollzieht wie im Pandämonium. Die Monster werden vernichtet, auch hier können wir nicht überleben, wenn wir Menschen sind. Ich weiß, was du getan hast«, wechselte sie plötzlich das Thema.

»Und was?« fragte Suko.

»Du hast ihn getötet!« Jenna blickte ihn vorwurfsvoll an. »Du hast ihn getötet. Er war mein Mann!«

»Und eine Bestie!« stellte Suko richtig. »Er wollte mich töten. Sie wollten es auch, ich habe es gehört, wie sie ihn angespornt haben. Was wollen Sie noch?«

»Ihren Tod!«

Suko lächelte. »Das hätte ich mir denken können. Aber was haben Sie davon, Jenna?«

»Nichts, denn auch ich werde sterben. Wir können der Geisterdämmerung nicht entgehen. Wer in meinem Umfeld bleibt, wird mit daran glauben. Wir haben als Werpanther das Pandämonium verlassen, um hier eine Chance zu suchen. Und wir haben uns wunderbar einfügen können, niemand merkte, dass wir die Gestalten anderer angenommen hatten.«

»Ihr habt eure Verwandten in den Tod geschickt.«

Sie winkte matt ab. »Er war nicht der leibliche Bruder. Es war ein anderer.« Sie schaute in den Kamin, auf dessen Rost ein Ascherest lag. Ein verloren wirkendes Lächeln zuckte über ihre Lippen. »So wie es dem Feuer ergangen ist, als es verlöschte, so wird es auch uns ergehen!« erklärte sie und nickte dabei heftig, um die Worte zu unterstreichen.

»Wer sollte mich töten wollen?« fragte Suko.

»Die Geisterdämmerung!« erwiderte Jenna allen Ernstes. »Nur die Geisterdämmerung.«

»Und wenn ich jetzt gehe?«

»Hast du eine Chance. Aber wie ich dich kenne, wirst du noch bleiben wollen, nicht wahr?«

»Genau. Ich suche jemanden!«

Jenna Quade kräuselte die Lippen zu einem spöttischen, Lächeln. »Wir hatten einen Besucher. Er stellte sich als John Sinclair vor, war Polizeibeamter und wollte...«

»Wo steckt er?« Suko unterbrach die Frau hart und bekam mit, wie sie anfang zu lachen.

»Geben Sie mir eine Antwort!«

»Was wollen Sie mit einer Leiche?« fragte sie statt dessen.

»Leiche?« wiederholte Suko leise und spürte den kalten Hauch auf dem Rücken.

»Ja, Leiche.«

Durch die Nase holte Suko Luft. Der Ton macht die Musik. Und Jenna hatte so gesprochen, als wäre sie hundertprozentig davon überzeugt gewesen, John Sinclair als Leiche gesehen zu haben. War es tatsächlich so einfach gewesen, den Geisterjäger zu überraschen? John besaß eine gesunde Portion an Misstrauen, und er konnte auch einen Menschen von einem Dämon oder einer Bestie unterscheiden. Wenn er tatsächlich tot war, mussten sie ihn reingelegt haben.

»Ich will ihn sehen!« forderte Suko.

»Wirklich?«

»Reden Sie hier nicht lange herum, sondern zeigen Sie mir den Toten, verdammt.«

Jenna hob die Schultern. »Das kann ich nicht. John Sinclair befindet sich nicht hier im Haus.«

»Und wo habt ihr ihn hingeschafft?«

»Er ist weg. Er hat den Sprung gewagt. Er ist nicht draußen im Garten, er liegt auch nicht im Rinnstein, er ist einfach in eine andere Welt gesprungen. In das Pandämonium...«

»Freiwillig?« fragte Suko, der Johns Überlebenschancen wieder ein wenig höher einschätzte.

»Nein, aber er kam zu uns. Wir berichteten ihm davon, und John Sinclair wollte unbedingt dieses gewaltige Reich sehen und auch die Geisterdämmerung miterleben. Sie allein kommt über uns. Sie wird das Pandämonium zerstören. Es hat kein Recht mehr zu existieren. Es bestand nur aus einer Ansammlung von dämonischen Wesen, von Scheußlichkeiten, aber es war nicht effektiv. Das große Aufräumen hat auf der schwarzmagischen Seite begonnen. All die, die nichts taugen, werden vernichtet. Und wenn dabei eine ganze Welt zusammenbricht, wie es in diesen Augenblicken geschieht.«

Suko hatte sich genug angehört. Er ging auf die Frau zu und legte seine Hand auf ihre Schulter. So zog er sie hoch. »Wenn John Sinclair im Pandämonium verschwunden ist, dann muss es einen Eingang geben, durch den er in dieses Reich gelangen konnte. Und dieser Eingang wird sich hier befinden. Stimmt's?«

»Ja.«

»Zeig ihn mir!«

Jenna Quade musste lachen. »Du willst tatsächlich hinein?« fragte sie.

»Willst du das?«

»Hätte ich sonst gefragt?«

Sie schaute ihn fest an. Suko hielt ihrem Blick stand. Er sah in menschliche Augen, glaubte jedoch, tief in den Schächten der Pupillen schon das gelbe Leuchten des Raubtieres zu erkennen. Stand Jenna dicht vor der Verwandlung?

Sie blieb gelassen und nickte. »Wenn du meinst, so will ich dich nicht abhalten. Du sollst sehen, wie man in das Reich des Pandämoniums hineingelangt. Überall auf der Welt gibt es die geheimnisvollen Zugänge. In Indien ebenso wie bei uns, und ein Eingang befindet sich hier im Haus. Er ist mit dem Pandämonium

verbunden. Das Haus erlebt den Untergang ebenso mit wie das Pandämonium die Geisterdämmerung in einer anderen Dimension. Es ist alles so schrecklich. Du wirst es noch erleben. Du wirst...«

Ein Fauchen unterbrach ihre Rede. Plötzlich sprang sie zurück, tauchte in die Düsternis ein und schüttelte so heftig den Kopf, als wollte sie etwas verneinen. »Es kommt!« schrie sie. »Ich spüre es. Die Magie ist da! Der Untergang ist nahe, er...«

Sie verstummte, weil ein hässliches Knirschen durch den Raum schwang. Wiederum war ein Teil der Wand eingerissen. Ein breiter Spalt klaffte, durch den Suko schauen konnte, und er entdeckte ein rötliches Flackern. Magisches Feuer?

Er drehte sich wieder um, denn Jenna Quades Schreien hatte ihn gewarnt. »Schau auf die Wand!« brüllte sie. »Siehst du das Feuer dort? Kannst du hineinschauen? Da ist es. Das Pandämonium lauert dort, um uns zu vernichten. Wir sind eingekreist. Eingekesselt, es will mich zurückholen, mich, die Abtrünnige. Niemand kann der Bestrafung entgehen. Auch ich nicht. Ich werde in die Flammen laufen und mich von ihnen verzehren lassen.«

Bei ihren Worten hatte sie nur die Wand angestarrt, die der Riss gespalten hatte.

Suko konnte sich nicht vorstellen, dass sich dort der richtige Eingang befand. Es musste einen zweiten geben, durch den auch John diese Welt verlassen hatte.

Aber die Frau sagte nichts. Sie starrte nur auf die Wand, und ihre Haut verfärbte sich plötzlich. Sie wurde grau, während auf dem Gesicht die ersten dichten Fellhaare wuchsen.

Der Fluch kam voll durch!

Suko beeilte sich. Noch einmal packte er sie. Er hörte bereits das Fauchen, das nichts Menschliches mehr an sich hatte. Hart warf er Jenna gegen die Wand, hielt sie mit einer Hand fest und presste sie gegen das kalte Gestein. Mit der anderen Hand zog er die

Dämonenpeitsche.

»Damit habe ich deinen Mann getötet, und auch du wirst sie zu schmecken bekommen, wenn du mir nicht sagst, wo sich der Eingang befindet.«

Sie lachte ihn an, und ihre Augen verengten sich zu mit gelber Farbe gefüllten Schlitzten. »Dann geh doch in den Tod, du Irrer!« keuchte sie mit letzter Kraft, wobei sie Mühe hatte, die Worte zu formulieren, denn viel Menschliches war wohl nicht mehr bei ihr vorhanden.

»Wo, verdammt?«

Als die Antwort über ihre Lippen drang, spürte Suko den Speichel auf seinem Gesicht. Sie sprudelte und spie, während sie brüllte: »Der Globus. Der Eingang zur anderen Welt durch diese Welt. Er...«

Mehr konnte sie nicht sagen, denn das Raubtierhafte war über sie gekommen wie ein Sturmwind. Längst funkelte die Kälte in den Augen, nur noch an einigen Stellen des Gesichts schimmerte die helle Haut durch. Das meiste war bereits vom dichten Fell eines Panthers bedeckt. Suko sah keine andere Chance, als durch den Einsatz der Dämonenpeitsche die Frau von ihrem Schicksal zu erlösen. Er ging einen Schritt zurück, um die Peitsche anzuheben.

Der Inspektor hatte nicht mit der Wildheit dieser Person gerechnet, die ihre menschlichen Eigenschaften verloren hatte, sich abstieß, vorsprang und ihre Fäuste in Sukos Unterleib rammte. Ihm wurde nicht nur die Luft genommen, er musste auch zurück und stolperte zudem über das Sitzkissen, so dass er sekundenlang abgelenkt war. Diese Chance nutzte Jenna. Sie jagte jedoch nicht auf Suko zu, sondern drehte sich zur Seite und griff nach einem eisernen Schürhaken, der zum Kaminbesteck gehörte. Damit wollte sie Suko erschlagen. Zur gleichen Zeit knirschte es in der Decke. Ein Zickzack-Riss entstand dort oben. Kleine Steine, vermischt mit

dünnen Staubfahnen aus Kalk, rieselten in die Tiefe, berührten sie auch und stachelten nur noch mehr an.

Den ersten Hieb führte sie als Runds Schlag, doch der Schürhaken klatschte gegen das Sitzkissen, das Suko ihr blitzschnell entgegengeschleudert hatte.

Sie wich zurück, und dann stand Suko schon auf den Beinen. Er warf die Peitsche in die linke Hand und zog mit der rechten seine Beretta. »Sie ist mit geweihten Silberkugeln geladen, die auch Werwölfe vernichten. Ich sehe keinen Grund, weshalb das nicht auch bei dir geschehen sollte, bei einem Werpanther!«

Jenna hatte sich vollkommen verwandelt. Sie sah am Kopf nicht anders aus als ihr Mann vorhin. Das flache Gesicht, die kalten Augen, das große Maul mit dem gefährlichen Gebiss, zwischen dessen Zähnen der Geifer hing. Der Rachen war nur mehr ein tiefer Schlund, aus dem das gefährliche Knurren drang. Sie starrte in die Mündung. Suko hatte den Finger am Abzug. In seinem Gesicht regte sich nichts, und er blieb auch weiterhin ruhig, als sich die Bestie plötzlich umdrehte und von ihm wegsprang.

Nicht auf die Tür zu, nein, sie hatte etwas anderes vor, und damit überraschte sie den Inspektor.

»Ich komme wieder!« Wieso es ihr gelang, noch menschliche Worte auszustoßen, war Suko ein Rätsel. Aber diesen einen Satz begleitete sie durch ein wildes Fauchen und Knurren.

Ihr Ziel war die Wand mit dem breiten gezackten Riss! Jenna wollte alles wieder rückgängig machen und ihr Leben retten. Vielleicht hatten die anderen Erbarmen, möglicherweise wollte sie auch nur in einer anderen Welt sterben.

Suko kannte ihre Motive nicht. Er schaute nur zu und schaffte es nicht, die geweihte Silberkugel in den einladend breiten Rücken der Bestie zu jagen.

Jenna prallte gegen die Wand dicht neben dem Riss. Mit beiden

Händen griff sie hinein, presste auch ihren Pantherschädel dagegen, als wäre sie dabei, sich dünner zu machen, um durch den Riss in die andere Welt hineinzukriechen.

Das schaffte sie nicht.

Etwas hinderte sie daran, die Mauer war einfach zu stark. Außerdem verbreitete sich der Riss auch nicht, aber die im Pandämonium wussten, was eine ihrer Bewohnerinnen vorhatte, und die Kräfte dort kamen ihr entgegen.

Sie handelte brutal und gnadenlos! Vielleicht war es ihr gelungen, einige Finger durch den Spalt zu schieben und einen Kontakt zu bekommen. Den allerdings überlebte der Werpanther nicht mehr. Jenna zog sich noch mit einem Sprung zurück, kreiselte herum, so dass sie Suko anschaute. Und der Inspektor sah das Feuer an ihrer Hand, das sich gedankenschnell ausbreitete, über den Arm höher kroch, den Hals und das Gesicht erreichte und es zerstörte.

Es war grauenhaft.

Vor Sukos Augen verbrannte Jenna zwar nicht, aber sie löste sich auf. Plötzlich war sie ein Schatten, ein huschendes Etwas, das sich teilte und verschwand. Nichts war von ihr zurückgeblieben; die andere Welt, das Pandämonium, hatte furchtbar zugeschlagen.

Zurück blieb Suko, dem die nahe Vergangenheit vorkam wie ein böser Traum. Er schaute auf die Beretta und die Dämonenpeitsche. Beide Waffen hatte er nicht umsonst hervorgeholt. Deshalb war sein Erlebnis auch kein Traum gewesen.

Das Ehepaar Quade gab es nicht mehr. Aber die anderen Dinge waren noch vorhanden. Die Geisterdämmerung ging weiter. Suko hörte das Geräusch an der Decke, schaute in die Höhe und sah, dass sich der Riss wiederum um ein Stück verbreitert hatte. Er war so dick geworden wie ein Arm...

Hinter ihm lauerte das Feuer des Pandämoniums. Eine rotgelbe Masse, starr und träge wirkend, als hätte irgendeine Kraft dafür

gesorgt, dass es langsamer brannte. War das der Weg?

Möglicherweise. Aber nicht für Suko. Er hatte genau verstanden und auch behalten, wo sich das eigentliche Tor in die andere Welt befand, durch das auch sein Freund John Sinclair verschwunden war. Suko musste sich ein wenig drehen, um den Globus sehen zu können. Er gehörte nicht gerade zu den kleinsten Globen, war aber auch nicht so groß, als dass er einen Menschen hätte verschlucken können. Wenigstens Suko nicht. Bei John sah es anders aus, er war schmaler in den Schultern.

Und der Chinese ging vor. Er schaute sich noch einmal um. Die Wände standen zwar noch, aber die gefährliche Geisterdämmerung in einer anderen Dimension hörte nicht auf. Sie würde erst stoppen, wenn alles vernichtet war, ebenso wie dieses Haus, das zwei Abtrünnigen als Fluchtburg gedient hatte.

Zum Glück brannte noch die Lampe. Sie flackerte zwar hin und wieder, aber ihr Licht reichte aus, um den Globus erkennen zu können. Länder, Meere, Kontinente. Er hing an einem Holzgestell. Kugellager waren an den Seiten angebracht, so dass Suko die Kugel auch drehen konnte, wie er wollte. Das tat er.

Nichts veränderte sich. Er hatte zuvor auf den Nordpol geschaut, jetzt hatte er Europa im Blickfeld. Suko gab ihm eine volle Drehung mit. 360 Grad, doch es tat sich nichts an dieser hölzernen Erdkugel. Sie blieb normal!

Jetzt ärgerte sich Suko, dass er keinen der Quades mehr fragen konnte. Sollte ihm tatsächlich nur die Wand bleiben, um in das Pandämonium zu gelangen? Das wäre nicht gut gewesen und hätte die Lebensgefahr nur erhöht. Suko stemmte sich auf die obere Hälfte der Erdkugel, und, einer Eingebung folgend, drückte er die Hälfte einfach nach links zur Seite. Es klappte. Beide Hälften ließen sich verschieben, und das wunderte den Inspektor. Gleichzeitig sagte er sich, dass er hier des Rätsels Lösung gefunden hatte.

Ohne zu zögern, begab er sich an seine nächste Aufgabe und hob die nördliche Kugel ab.

Er startete diesen einmaligen Versuch - und hatte Erfolg. Plötzlich hielt er die Halbkugel in den Händen, schleuderte sie zur Seite und sprang sofort zurück, denn in der unteren Hälfte schien es zu kochen und zu brodeln. Dort loderte das Feuer!

Und dort war John hineingefallen?

Suko trat vorsichtig näher. Er schaute in die Flammenwand hinein, sah keine Monstren, auch seinen Freund nicht, und er zögerte, den Weg zu gehen, den John hinter sich hatte.

Statt dessen beschäftigte ihn eine andere Idee. Feuer kann man mit Wasser löschen. Dieses hier war ein magisches, da reichten auch 100 Liter Wasser nicht. Er musste es schon auf eine andere Art und Weise versuchen. Eben mit Magie.

Und dafür sah er die Peitsche an. Sie war magisch geladen, in ihr steckte eine ungeheure Stärke, und genau sie würde es auch schaffen können, die magischen hochlodernden Flammen zu löschen. Suko hob den rechten Arm zum Schlag!

Ich war sprachlos und konnte mich nicht rühren. Dieses Bild des einsam sitzenden Mannes drang einfach zu tief in mein Innerstes ein, und ich kam mir plötzlich wie verloren vor, obwohl es eigentlich oft genug der Seher gewesen war, der mir Schutz gegeben und mich wieder aufgerichtet hatte, wenn ich deprimiert gewesen war. Nun sah ich ihn zum erstenmal!

Nicht dass ich ihn früher nicht gesehen hätte, aber nie in seiner gesamten Gestalt. Immer nur sein Gesicht, zumeist auch verschwommen. Besonders jedoch hatte ich mich immer an die Augen erinnern können. Sie waren besonders ausdrucksstark. Niemals zuvor hatte ich bei einem anderen Menschen oder Wesen solche Augen gesehen.

Sie blickten gütig und streng zugleich, und sie waren gefüllt mit einem Wissen, das genau über den Anfang und auch das Ende Aufklärung gab. Ja, diese Person wusste ungemein viel, aber sie gab es nicht preis, sie ließ die Menschen handeln, so dass für mich der Seher so etwas wie ein kosmischer Beobachter war.

Ob Geist, ob Mensch, ich konnte nie genau definieren, um was es sich bei ihm handelte, aber ich war von seiner Person und Existenz immer wieder von neuem fasziniert.

Der Seher war irgendwie nicht zu fassen. Ich dachte daran, als ich gegen Lilith kämpfte, dieses gefährliche Wesen aus der Hölle. [\[3\]](#) Da hatte der Seher auch eingegriffen und mir ungewöhnliche Erklärungen gegeben.

In diesen Augenblicken versuchte ich, mich an die Worte zu erinnern. Er hatte abgestritten, der Schöpfer, der Allgewaltige zu sein, aber er hatte auch hinzugefügt, nicht unbedingt aus einer Person zu bestehen. Damals war es um die Zahl 3 gegangen, und ich hatte darüber nachgedacht, ob der Seher nicht auch hätte aus drei Personen bestehen können.

Für ihn und für mich war die Zeit für eine Aufklärung nicht reif gewesen. War sie es jetzt?

Nur sehr langsam erholte ich mich von meiner Überraschung, während der Seher noch immer auf dem Felsen saß und wie das Werk eines Bildhauers wirkte, der einen denkenden Menschen geschaffen hatte. Immer wieder hatte mich bei unseren Begegnungen das Gefühl der Sicherheit überkommen. Als wäre vom Seher ein magischer Schutzmantel zu mir hingeweht worden, um mich zu beschützen. Das Gefühl hatte ich diesmal nicht.

Der Seher saß da, hatte mich sogar angeredet und kam mir irgendwie als Fremdkörper in dieser Welt vor, der nur beobachtete, aber nicht eingriff, um das Schicksal zu stoppen.

Ich ging auf ihn zu.

Ja, es kostete mich Überwindung, mich dem Felsen zu nähern, während hinter mir das Feuer loderte und auch weitere Monstren aus dem Pandämonium zu sich heranzog, um sie zu verschlingen. Meine Schritte waren zögernd, tastend und abwartend. Ich suchte nach einer Brücke, die mir der Seher vielleicht durch aufmunternde Worte gebaut hätte, aber er saß da, starrte in eine unendliche Ferne und sprach kein Wort. Ein schweigender Zuschauer...

Wieder geriet eines dieser Monstren in meine Nähe. Ein drachenartiges Gesicht mit dem Kopf eines platten Fisches. Der Schädel bestand fast nur aus Maul und Zähnen. Für dieses Wesen wäre ich sicherlich ein Opfer gewesen, aber das Feuer war einfach zu stark. Seine Kraft riss das Monstrum zu sich heran und zerstörte es.

Die große Wand aus Flammen blieb hinter mir zurück. Ich kam mir vor wie jemand, der sich dem dunklen Teil der Bühne näherte. Zudem hatte ich keine Eile, dem Feuer zu entkommen. Ich wusste den Seher in meiner Nähe und fühlte mich geschützt.

Hoch wuchs der Felsen aus dem ansonsten ziemlich glatten Teil des Bodens. Ein spitz wirkender dunkler Zuckerhut mit einer abgeflachten Kuppe. So kam er mir vor. Je näher ich kam, um so deutlicher erkannte ich ihn auch. Er war nicht so glatt, wie ich zunächst angenommen hatte. Risse, Einkerbungen, Spalten und kleine Treppenstufen zogen sich an seinen Seiten in die Höhe.

Mir kam eine fantastische, beinahe schon wahnsinnig zu nennende Idee. Wenn der Felsen schon diese für mich günstige Formation aufwies, wollte ich sie auch ausnutzen und ihn erklettern. Dann konnte ich dem Seher Auge in Auge gegenüberstehen und ihm die Fragen stellen, die ich ihm schon immer hatte stellen wollen.

Vielleicht war ich auch zu übermütig. In meiner Welt hätte ich dies wohl kaum gewagt, aber hier war alles anders. Ich befand mich im untergehenden Pandämonium, würde die Dämmerung der Geister

miterleben, und dieser Felsen kam mir in der feindlichen Umwelt vor wie eine Insel der Rettung.

Ich blieb neben ihm stehen und schaute an seiner Wand hoch. Er war mächtiger und größer, als ich zunächst angenommen hatte. Dabei auch steiler, doch die Risse, Einkerbungen und Spalten ermöglichten mir auch das Hinaufklettern.

Der Seher musste mich erkannt haben, und ich wartete darauf, von ihm ein Zeichen zu bekommen. Aber er rührte sich nicht. Durch kein Zeichen ermunterte er mich, mit der Kletterei zu beginnen, so dass ich mir die Sache noch überlegen konnte. Möglicherweise war ich nicht willkommen. Hätte ich Alternativen besessen, ich hätte sie sicherlich ergriffen. So aber gab es keine. Nicht in dieser verfluchten Welt, die dem Untergang geweiht war.

Ich begab mich an den Aufstieg. Es war leichter, als ich dachte, besonders im unteren Bereich des Felsens. Mehr zur Mitte hin wurde es schon schwieriger. Einige Male hatte ich das Gefühl, es nicht zu schaffen, machte dann eisern weiter und störte mich nicht daran, dass mir der Schweiß über den Rücken rann.

Die Welt um mich herum verging.

Wieder drangen die angstvollen, fürchterlichen Schreie an meine Ohren. Die gepeinigten Dämonen oder Geister mussten mit ihrer Existenz abschließen. Irgend jemand wollte die Vernichtung des Pandämoniums, und ich hoffte, dass mir der Seher mehr darüber sagen konnte. Noch war ich nicht bei ihm. Eine sehr schwierige Stelle musste ich überwinden. Mit viel Kraft und Glück schaffte ich auch dies. Mit den Füßen fand ich Halt in einer kleinen Einbuchtung und ruhte mich zunächst einmal aus.

Mein Atem ging schwer, ich war von der Anstrengung gezeichnet und blickte hoch in das Gesicht des Sehers. Seine Kopfhaltung hatte sich noch immer nicht verändert. Nach wie vor schaute er in die Ferne, wo er wahrscheinlich Dinge sah, die nur ihm zu Augen kamen.

Ich konnte jedenfalls die unheilvolle Dunkelheit über der Fläche nicht durchdringen.

Der Blick in die entgegengesetzte Richtung zeigte mir, dass die Feuerwand weiter loderte. Noch immer erschienen die gelben Blitze, rasten hinein, spalteten sie auf, doch das Feuer war stets stärker und wuchs immer wieder zusammen. Diese Blitze mussten eine Bedeutung haben. Für mich war nicht der richtige Zeitpunkt, darüber nachzudenken. Und so stieg ich weiter. Der Felsen war schmaler geworden. Er kam mir vor, als könnte ich ihn umarmen. An einem scharfen Stück Stein hatte ich mir den rechten Handballen aufgerissen. In dicken Tropfen quoll das Blut aus der Wunde und verteilte sich auf dem Stein. Den Schmerz ignorierend, machte ich mich ans letzte Drittel. Hier klappte es besser, denn die Plattform, auf der der Seher hockte und die ich auch vom Boden her gesehen hatte, war so breit, dass sie sogar überhing.

Ich kletterte noch einen großen Schritt höher, streckte danach beide Arme aus, so dass es mir gelang, die Kante der überhängenden Plattform zu fassen. Hoffentlich hielt sie auch... Ich testete die Haltbarkeit, in dem ich ein paar Mal ruckte. Nichts knirschte oder bröckelte ab. Der Stein war so fest, als schien er für die Ewigkeit gewachsen zu sein.

Ein Klimmzug brachte mich hoch. Und der strengte verdammt an. Ich hatte das Gefühl, als würden sich dabei meine Arme aus den Schultergelenken lösen. Ich keuchte und hatte zudem das Gefühl, als würde sich die Platte mir entgegensenken. Aber sie hielt, und ich brachte es fertig, mein angewinkeltes Bein auf sie zu legen. Den Oberkörper schob ich nach, keuchte und hörte das Echo der Herzschläge in meinem Kopf. Geschafft!

Den Rest kroch ich vor, bis ich fast die dicht zusammengestellten Füße des Sehers erreichte. Auf dem Bauch blieb ich liegen. Ausgepumpt, leer, schweratmend. In meinem Hals spürte ich ein

trockenes Gefühl. Meine Muskeln zitterten, ich brauchte die Erholung, auch wenn mich die Sucht nach dem Seher überschwemmt hatte. Aber es gibt gewisse Voraussetzungen, die müssen erst erfüllt sein.

Ich brauchte meine Energie und stellte fest, dass sie wieder zurückkehrte.

Langsam drückte ich mich hoch. Zwar zitterten meine Armgelenke noch immer nach, das aber ließ sich ertragen. Aus der Hocke gelangte ich in die Senkrechte, drückte meine Schultern nach hinten und reckte mich, um die Geschmeidigkeit meines Körpers zu überprüfen. Es klappte alles...

Dann schaute ich auf den Seher. Vom Boden her hatte er größer ausgesehen. Jetzt erkannte ich, dass er ungefähr meine Größe besaß, auch wenn er saß. Ich konnte ihn anfassen und schaute ihm dabei ins Gesicht.

Es waren die gleichen Züge, wie ich sie kennen gelernt hatte, wenn er sich aus dem Zwischenreich meldete. So weich und gleichzeitig streng. Das lange Haar, die Augen, der Bart, überhaupt die gesamte Erscheinung, die mich so faszinierte, weil sie in meinen Augen alterslos wirkte. Ich konnte mich nicht erinnern, bei einem Menschen schon einmal so etwas erlebt zu haben.

Und doch störte mich einiges. Es war die Bewegungslosigkeit des Sehers. Er hatte mich bemerkt und sprach mich trotzdem nicht an. Ich versuchte es. Zweimal räusperte ich mich, bevor ich es schaffte, die entsprechenden Worte zu formulieren. »Du siehst, dass ich hier bin, Seher. Ich bin zu dir gekommen. Du hast mir oft geholfen. Spring auch diesmal über deinen Schatten und gib mir einen Rat.«

Der Seher rührte sich nicht. Als Einsamer auf einem ebenfalls einsam stehenden Felsen blieb er sitzen und schaute in die Weite des düsteren Landes hinein, das sich Pandämonium nannte. Vielleicht hatte er meine Worte nicht hören wollen. Möglicherweise sollte ich

deutlicher werden, und das tat ich auch.

Ich zögerte noch ein wenig damit, ihn zu berühren. Irgendwie kam ich mir nicht reif genug vor, mit einer solchen Gestalt und einem so mächtigen Wesen Hautkontakt aufzunehmen.

Leider gab es keinen anderen Weg, so streckte ich den Arm aus, um meine Finger auf seine Hände zu legen. Kontakt - und meine erschreckende Erkenntnis.

Der Seher, vor dem ich stand, war weder ein Mensch noch ein Geist. Er war eine Figur aus Stein!

Erst die freudige Überraschung beim Anblick des Sehers, nun dieser verdamnte Tiefschlag. Ich krümmte mich, als hätte ich diesen Treffer mitbekommen. Hätte mich jetzt jemand etwas gefragt, ich wäre wohl kaum in der Lage gewesen, eine Antwort zu geben.

Ich stand auf der Plattform, meine Hand lag auf seinen Händen, und ich kam mir vor wie der große Verlierer. Dieses Gefühl wollte einfach nicht weichen. Es hatte sich in meinem Innern festgesetzt. Meine Augen brannten, und Tränen rannen an meinen Wangen herab, so tief steckte die Enttäuschung in mir.

Aber er hatte doch mit mir gesprochen. Mir waren die Worte akustisch entgegengeweht und nicht in Gedanken, wie sonst. Diesmal hatte ich tatsächlich geglaubt, es geschafft zu haben, und da war dieser Seher aus Stein.

Ich löste meine Hände von seinen und untersuchte die Figur weiter. An den Beinen fasste ich sie an, reckte mich, um auch die Schultern zu erreichen, erfasste das Haar und wollte es durch meine Finger gleiten lassen, aber es war ebenfalls zu Stein geworden und kam mir vor wie brüchiger Draht.

Meine Arme sanken nach unten. Gleichzeitig hob ich den Blick, um aus der Nähe in sein Gesicht zu schauen.

Eisglatt war es. Keine Falten, keine Furchen, dabei sah es so echt aus, als hätte sich jemand zum Schlafen hingelegt, um im nächsten

Augenblick zu erwachen. Konnte der Seher trotzdem sprechen? War die Steinfigur vielleicht von einem Leben erfüllt, von dem ich bisher noch nichts wusste? Vielleicht hatte sich der Seher diesen Stein nur als Schutz umgelegt. Man konnte nie wissen, welche Gefahren noch lauerten.

Auf keine dieser Fragen konnte ich mir die Antwort selbst geben. Und der Seher wollte nicht.

Was sollte ich tun? Wieder vom Felsen hinabklettern und dem Untergang der Welt zusehen? Das wäre nicht vernünftig gewesen. Zwar schätzte ich meine Chancen als gering ein, aber ich wollte dennoch nicht aufgeben. Solange ich mein geweihtes Kreuz bei mir trug und es auch aktivieren konnte, war nicht alles verloren.

Es hatte die Kletterei, ohne einen Kratzer zu bekommen, überstanden. Ich wollte wieder einmal die Kette über meinen Kopf streifen und hielt sie bereits fest, als ich die Stimme des Sehers hörte.

»Lass es sein, Geisterjäger John Sinclair, Sohn des Lichts! Noch ist es nicht soweit.«

Meine Hände zuckten zurück, und ich starrte in das Gesicht der Steinfigur. Sie hatte tatsächlich geredet!

Irgendwie war ich erleichtert, das merkte man mir an, und man hörte es auch, denn ich stieß scharf den Atem aus. Die linke Hand ballte ich zur Faust, als ich dem Seher zuflüsterte: »Du bist ja doch da.«

»Natürlich bin ich es.«

»Aber aus Stein...«

Da lachte er leise und fragte: »Welche Rolle spielt es für dich, aus welchem Material oder einer Form derjenige ist, der dir auf deinem Weg helfen will. Ihr Menschen sollt nicht so kleingläubig sein. Es ist nicht nur immer derjenige gut, der so aussieht wie ihr. Auch andere Lebewesen, die ihr als schrecklich empfindet, können

wunderbar sein, denn nicht umsonst sind im gesamten All so viele Lebensformen erschaffen worden, und jede Form von Leben hat das Recht einer Existenz. Das solltet ihr Menschen, die ihr euch manchmal für die höchsten der Geschöpfe haltet, allmählich einsehen. Wenn ihr das nicht tut, stellt ihr euch auf die gleiche Stufe mit den Schwarzbütlern. Was du hier erlebst, John Sinclair, ist eine furchtbare Rache. Hier wird etwas zerstört, das es schon seit uralten Zeiten gibt. Das Pandämonium war eine Fluchtburg für das Böse. Aber die Zeiten haben sich geändert, man braucht es nicht mehr. Machtverhältnisse wurden verschoben. Es gibt die Großen Alten nicht mehr, nur noch der Spuk existiert, und er braucht das Pandämonium nicht. Er will es nicht mehr haben, denn er hat sein eigenes Reich erschaffen.« Die Worte drangen ruhig und sicher aus dem offenen Mund der Figur.

»Will er das Pandämonium zerstören?« fragte ich.

»Ja, seine geballte Macht steht dahinter. Du weißt, dass er aufräumen will. Er braucht Platz, um das Reich auszudehnen, denn er hat es noch immer nicht aufgegeben, gegen die Hölle anzutreten. Für ihn war dieses Reich ein Hindernis, auch wenn es schon so alt ist wie das All. Es liegt jenseits des Sichtbaren, ist mit einer magischen Kraft erfüllt, und viele Monstren, die hier ihre Heimat gefunden hatten, bemerkten rechtzeitig genug, dass etwas in Gang gesetzt worden war. Manche haben zu fliehen versucht. Sie schafften es auch, andere Welten zu erreichen. Deine, zum Beispiel, aber auch dort wurden sie erwischt. Niemand kann der Zerstörungswut des Spuks entgehen. Du hast gesehen, wie die Monstren zu Schatten wurden, wie das Feuer sie einfach verschluckte. Die für dich schrecklichsten Geschöpfe sind ein Nichts gegen die mächtigen Dämonen aus anderen Welten, und dieses Feuer saugt sie alle auf. Es ist die große Trennwand zwischen den Welten. Es wandert immer weiter vor und zerstört mehr von der Schwärze.«

»Dann ist es ein magisches Feuer«, präzisierte ich.

»Ja, aber nicht nur das. Es ist das Feuer an sich. Das Urfeuer, das schon entflammt war, als die Welt erschaffen wurde. Es hat Segen und Fluch gebracht. Jetzt bringt es wieder den Fluch.«

»Und die Blitze, die in die Flammen hineinjagen?« fragte ich weiter.

»Es ist das magische Wasser. Von mir werden sie gesteuert. Ich versuche, die Wand wenigstens etwas zu stoppen. Es sind meine Gedanken, die hineinjagen und immer stärker werden, denn hinter der Wand liegt sehr viel Wahrheit.«

»Kannst du mir das erklären?«

»Es ist auch schwer für mich, aber du als Mensch wirst es vielleicht noch weniger begreifen. Hinter der Wand liegt der Anfang.«

»Wie meinst du das?«

»Der Anfang der Welt, der Beginn des Seins, denn du musst wissen, dass nichts verloren geht. Zeit ist Energie, und es existiert ein Gesetz von der Erhaltung der Energie. So geht auch die Energie-Zeit nicht verloren, und Vergangenes kann sichtbar werden.«

Ich hatte seinen Worten immer zugehört, okay, je mehr er jedoch erklärte, um so gespannter wurde ich und spürte auf meinem Rücken die kalte Haut. Was mir da berichtet wurde, rüttelte an den Grundfesten der Physik. Nein, das konnte man nicht mehr als Physik bezeichnen, es war die Metaphysik.

»Und das stimmt?« fragte ich zweifelnd und mit kaum zu verstehender Stimme.

»Habe ich dir schon jemals die Unwahrheit gesagt, John Sinclair?«

»Nein, das nicht.«

»Bitte.«

»Trotzdem, ich... ich... also verflüxt, es ist einfach zu schwer für mich, es zu begreifen. Da komme ich nicht mit. Vielleicht fehlt mir

auch etwas. Die Menschen stehen ja unter den Mächtigen des Alls oder den Geistern. Ihr Gehirn schafft es nicht, die Tatsachen aufzunehmen. Da bilde ich keine Ausnahme.«

»Deshalb habe ich es dir erklärt.«

»Das sehe ich auch ein. Und die Beweise?«

Der Seher blieb ruhig. Er holte bei seiner Antwort weit aus. »Ich sehe und erkenne viel, John Sinclair. Das meiste bleibt sowohl den Menschen als auch den Dämonen verborgen. Ich habe auch erkannt, dass die Geisterdämmerung begonnen hat, und ich wusste ebenfalls, dass du in diesen Fall hineingleiten würdest. Diese Vernichtung ist von einer großen Bedeutung. Sie zeigt, dass der Spuk die Kraft fast aller Großen Alten in sich vereint und es noch zu gewaltigen Kämpfen kommen wird. Es ist ihm gelungen, das Urfeuer für sich zu gewinnen. Feuer kann zerstören, aber auch trennen. Und dieses Feuer trennt die Dimension der Zeit, die hinter ihm liegt, von einer anderen, in der du dich befindest. Diese Dimension wird bald zerstört sein. Bevor das geschieht, möchte ich dir die Gelegenheit geben, noch einen Blick in die Zeit hineinzuwerfen, wo die Ereignisse einer fernen Vergangenheit gespeichert sind. Ich versuche mit meiner Kraft das Feuer aufzureißen, damit du sehen kannst, John...«

Damit du sehen kannst, hatte er gesagt...

Ich erstarrte vor Ehrfurcht. Wohl noch niemand vor mir - Geistwesen einmal ausgenommen - hatte einen Blick in das Zeit-Energie-Kontinuum werfen können. War ich der erste?

»Was werde ich zu sehen bekommen?« hauchte ich.

»Die Entstehung des Unheimlichen. Ich weiß nicht, was alles dahinter liegt, aber dein Wissensdurst kann gestillt werden und auch meiner, wie ich gern zugeben will.«

»Dann weißt du auch nicht alles?«

»Nein - wer ist schon allwissend? Es gibt eine Kraft, die ist

allwissend. Aber die steht so hoch über mir, dass ich es nicht wage, an sie heranzutreten, und mir vorkomme wie ein Sandkorn in der größten Wüste, die es gibt. Auch für mich gibt es Grenzen, an die ich hin und wieder stoße, auch wenn es dir nicht so vorkommt.«

»Wenn du den Vorhang aus Feuer aufreißen willst und selbst nicht weißt, was dahinter liegt, könnte ich auch mit starken Gefahren rechnen, die auf uns zukommen werden.«

»Ja, das streite ich nicht ab.«

»Du weißt nicht, welche?«

»Nein, aber ich hoffe, dass sie sich nicht aus diesem Raum-Zeit-Kontinuum lösen und uns als stumme Beobachter zulassen. Viel Zeit, wenn ich dir das so sagen darf, haben wir nicht mehr. Die Flammen wandern weiter. Sie werden die gesamte Dimension vernichten, als hätte es sie nie zuvor gegeben.«

»Aber wird dieses Pandämonium nicht auch mit in den Zeit-Energie-Komplex eingehen?«

»Das stimmt. Nur wird es dann nicht mehr so sein, wie du es kennst. Es wird zu einem Schatten werden. Es kann klein und dabei auch unendlich groß sein, was spielt das für eine Rolle in einer Welt, die keine Grenzen kennt? Das Wort grenzenlos trifft genau auf sie zu, und ich hoffe, dass es dir irgendwann einmal klar wird.«

Diesmal hatte ich keine Fragen mehr und konnte nur noch staunend nicken.

»Bist du bereit?« hörte ich die Stimme des Sehers.

»Das bin ich.«

»Dann stelle dich so hin, dass du auf die Flammen schauen kannst. Ich habe genug Kraft gesammelt, um die Wand einreißen zu können.«

Ich nickte nur und bewegte mich um die Figur herum. Obwohl ich auf sicherem Boden stand, hatte ich das Gefühl, durch die Luft zu gehen oder zu schweben. Was mir da gesagt worden war, darüber konnte ich zwar nachdenken, es aber nicht fassen, begreifen oder

verarbeiten. Ich musste es einfach darauf ankommen lassen.

An der rechten Seite des Sehers ging ich vorbei. Das Rätsel über seine Person hatte er nicht gelöst. Nach wie vor war mir unbekannt ob er aus einer, zwei oder drei Personen bestand. Aber ich war mir sicher, dass ich es irgendwann herausfinden würde.

Noch zwei Schritte, dann befand sich die Steinfigur, die reden konnte wie ein Mensch, hinter mir.

Und so wartete ich ab. Ich schaute gegen die Wand. Vom Felsen aus kam sie mir noch größer und gewaltiger vor als zuvor vorn Boden. Ich schaute in sie hinein, sah dieses schwerfällige Tanzen und Bewegen der Flammen, aber auch die Blitze, die unaufhörlich in sie hineinschossen, wobei sie leider noch nichts erreicht hatten.

Zwischen dem Felsen und der Wand aus Feuer jagten die Kreaturen dahin. Monsterwesen aller Arten und Schattierungen. Manche drehten sich im Flug, als wollten sie sich gegen den unheimlichen Sog des Feuers anstemmen, aber die Kraft der Flammen war viel stärker. Keine Mutation konnte je entweichen, obwohl sie schrien, denn auch sie fühlten die Urängste eines wenn auch schwarzmagischen Lebewesens, das kurz vor Erreichen des Feuers zu einem lautlos explodierenden Schatten wurde, um anschließend gefressen zu werden.

Der Spuk hielt das Feuer unter seiner Kontrolle. Er hatte mit dem großen Aufräumen begonnen und würde nicht eher ruhen, bis alles aus dem Pandämonium vernichtet war.

Ihn konnte man als den wahren Herrn des Urfeuers bezeichnen. Aber der Seher kämpfte gegen die Flammen an. Er wollte die Grenze zerstören, und wenn er dies nicht schaffte, sie zumindest einreißen, damit auch ich sehen und an seinem Wissen teilhaben konnte. Die Blitze veränderten sich.

Sie jagten nicht mehr so oft und auch nicht so schnell in das Feuer hinein, dafür jetzt konzentrierter und auch mit mehr Kraft. Es war

dem Seher sogar gelungen, sie zu gelbweiß leuchtenden Licht-oder Energiebündeln zu sammeln.

Ich spürte, dass etwas in der Luft lag. Da konzentrierte sich eine gewaltige Gegenkraft, die vom Seher gegen das Feuer gelenkt wurde. Er wollte zeigen, dass er noch Macht besaß. Vielleicht war es auch eine persönliche Abrechnung zwischen ihm und dem Spuk. Mochte es sein, wie es wollte, ich hoffte jedenfalls, davon profitieren zu können. Plötzlich sah ich keine Blitze mehr. Hatte der Seher aufgegeben? Nein, wenn es überhaupt eine Mitte dieser Wand gab, dann konzentrierte sich die von dem Seher gelenkte Gegenmagie darauf.

Es war eine an den Außenrändern zerfasernde Sonne. Jedenfalls fiel mir kein anderer Vergleich dazu ein, denn die Energie in der Flammenwand leuchtete ebenso hell wie die Sonne. Da brodelte es, da tat sich etwas. Dort musste sich einfach einiges aufbauen.

Wurde die Sonne größer?

Nein, aber ich brauchte auch keine Furcht zu haben. Ihre Kraft intensivierte sich. Dies nahm ich wahr, weil der Mittelpunkt des Kreises so hell leuchtete.

Manchmal spricht man von einem Zittern der Hände oder des gesamten Körpers. So jedenfalls kam es mir vor. Ich hatte das Gefühl, als würde die Energie von diesem großen Punkt auf mich übergehen. Das Atmen fiel mir schwerer. Ich hätte den Seher gern gebeten, mir eine Erklärung zu geben, und vergaß meinen Vorsatz von einem Augenblick zum anderen, weil sich innerhalb des Energiekreises etwas abzeichnete. Ein Gesicht!

Züge, die ich schon oft gesehen hatte. Sogar noch vor wenigen Minuten, denn so wie das Gesicht in der Sonne aussah, wirkte auch der Seher hinter mir.

Es gab keinen Unterschied. Beide Gesichter waren identisch. Für mich stand fest, dass sich der Seher als Geistwesen in allerhöchste

Gefahr begeben hatte. Er kämpfte gegen den Flammenvorhang an, dem es gegeben war, eine Trennlinie zwischen zwei gewaltigen und kaum erklärbaren Dimensionen zu bilden. Konnte der Seher es überhaupt schaffen?

Ja, er versuchte es.

Urplötzlich explodierte innerhalb der Flammenwand dieser grelle Energieball, und ein Licht, heller als 1.000 Sonnen, strahlte mir entgegen.

Es war gewaltig, unfassbar. Ich hatte die Arme hochgerissen, weil ich mich schützen musste, aber dieses Licht war nicht das, was ich von der Erde her kannte. Es machte mich regelrecht blind, so dass ich gezwungen war, zunächst einmal abzuwarten, denn irgendwann würde die Helligkeit auch wieder zusammenfallen.

Das geschah. So schnell, dass ich es später erst mitbekam. Sie brach zusammen, die Blendung verschwand, ich öffnete die Augen und konnte trotzdem nicht mehr sehen.

Im ersten Moment schüttelte mich die Panik durch. War ich blind geworden?

Die Angst setzte sich in meinem Magen fest. Ich starrte mit offenen Augen nach vorn, sah trotzdem nichts, und nur allmählich, nach einer mir endlos erscheinenden Zeitdauer, sah ich einen rötlichen Schimmer, den Widerschein des Urfeuers.

Der Schimmer nahm an Intensität zu. Meine Augen hatten sich auf die neuen Gegebenheiten eingestellt. Ich konnte wieder sehen, schaute gegen die Flammenwand und hielt den Atem an.

Der Seher hatte es geschafft. Seine Kraft und Stärke waren groß genug gewesen.

In dem Vorhang aus rotgelbem Feuer klaffte ein gewaltiges Loch. Und ich konnte hindurchschauen und damit in eine Welt, die aus einem Zeit-Energie-Kontinuum bestand... Es fällt mir schwer, die Gefühle, die mich damals beherrschten, in Worte zu fassen.

Wahrscheinlich gab es keine Begriffe dafür, und so blieb ich an einem hängen.

Unfassbar!

Ja, es war einfach unfassbar. Diese Mystik, diese Magie, das Unerklärliche auf der einen Seite und auf der anderen die Realität, dies alles zu erleben. Ich war kein Mensch, der träumte, ich stand doch mit beiden Beinen in der - mir wollte das Wort Realität nicht so recht passen -, aber ich war und erlebte diesen unfassbaren Vorgang, der mit dem Zerreißen des Flammenvorhangs seinen Anfang genommen hatte. Was lag dahinter?

Es war keine Scheibe, es war auch kein Bildschirm, sondern die sichtbar gewordenen Vergangenheit. Und zwar in ihrer Urform. Der Vergleich mit einem Film kam mir in den Sinn. Ein Film, den ich erlebte und der vor meinen Augen ablief. Nur saß ich nicht im Kino, sondern stand auf einem Felsen, und mein Blick glitt in die Weite hinein, wo sich Licht und Schatten zu einem düster wirkenden Einerlei vermischten, das trotzdem scharfe Trennungslinien zeigte.

Auf der einen Seite dieses glasklare Licht, das tatsächlich wirkte wie eine leicht ergraute Scheibe, in das ich jedoch hineinblicken konnte und auch etwas erkannte.

Es waren Berge. Hoch stachen sie vom dunklen Grund ab. Gezackte Gipfel, die mir manchmal vorkamen wie der hornige Kamm eines Riesendrachen. Dahinter sah ich die unendliche Weite des Alls, wo die Welt in Bewegung geraten war, Sonnen oder Sterne explodierten, kometenhafte Schleier und Schweife durch die Düsternis schickten und diese mit ihrem Licht in das Grau hineinstießen, um Leben zu bringen. Ich erlebte die Entstehung der Welt!

Aber konnte ich soweit gehen? Nein, dann wäre der Erdball nur eine glühende Masse im All gewesen, so sah ich nämlich schon Berge und Meere, zudem hatte ich das Gefühl, in eine Zeit schauen zu können, in der sich die beiden großen Dinge bereits getrennt

hatten. Auf der einen Seite das Gute, auf der anderen das Böse!

Aber beides noch in ihren Urformen manifestiert. Die mächtigen Dämonen, die schwarzmagischen Widersacher waren erst dabei, sich zu entwickeln.

Es gab kein Leben auf dem Planeten. So grau und verlassen wirkte er. Nur Wasser und Land, darüber Himmel, hell und düster gespalten. Mein Blick saugte sich wieder an den Bergen fest. Ich hatte das Gefühl, als hätten sie sich verändert, wären gedreht worden, um eine andere Perspektive einzunehmen. Auf einmal kamen sie mir bekannter vor. Ja, so sahen sie aus, so mussten sie aussehen, so hatte ich sie kennen gelernt. Das waren genau die Berge und Felsen, die die Schlucht der stummen Götter einrahmten.

Mein Herzschlag beschleunigte sich. Ich spürte den Schweiß aus den Poren quellen. So alt war die Schlucht der stummen Götter schon. Damit hätte ich nicht gerechnet. Ich hatte sie bereits als archaisch eingestuft, aber dass sie kurz nach Erschaffung der Welt schon Bestand gehabt hatte, war mir neu.

Dabei musste ich das kurz nach Erschaffung der Welt auch relativieren, denn was zählten schon zu der Zeit eine Million Jahre? So gut wie nichts.

Die Schlucht blieb leer. Ich konnte auch leider nicht in sie hineinschauen. Möglicherweise war sie noch bewohnt gewesen, denn die Großen Alten hatten die Schlucht der stummen Götter erst später zu einer Falle gemacht und die Götter in den hohen Bergen gefangen, wo sie auch heute noch waren und erst befreit werden konnten, wenn der letzte der Großen Alten vernichtet war. Doch wer sollte den Spuk schon töten? Das Geschehen vor mir war in eine träge Bewegung geraten. Wieder hatte ich das Gefühl, dass sich die Welt drehte und gleichzeitig zur Seite hin schob. Das war eben das Spiel der Kräfte, der Dimensionen und des völlig Neuen, das mir präsentiert wurde.

Ich hörte den Seher hinter mir sprechen. »Hast du den ersten Blick verkraftet, John...?«

»Kaum...«

»Es war nur ein flüchtiger Eindruck. Ich hoffe, dir in dem Riss der Flammenwand noch lange zahlreiche Bilder bieten zu können. Du wirst überrascht von dem sein, was gleich geschehen wird. Aber es ist auch eine Bestätigung für Dinge, die auch in dein Leben eingreifen. Du wirst erkennen können, wie uralte das Böse ist.«

»Ich weiß es!« hauchte ich zurück.

Da der Seher schwieg, konnte ich mich wieder auf die Dinge vor mir konzentrieren.

Mein Beschützer hatte von dem Bösen gesprochen, das damals schon existiert hatte. Und das bekam ich zu sehen.

Es stieg aus den Tiefen empor, in die ich keinen Einblick mehr hatte. Es kam gekrochen und bediente sich dabei einer gespenstischen Lautlosigkeit.

Noch einmal hörte ich den Seher. »Was man dir zeigt, Geisterjäger, ist die gesamte Welt, nur siehst du sie verkleinert, perspektivisch verzerrt, wie auf einem Globus...«

Ich musste lächeln, als er das letzte Wort erwähnte. Gerade durch einen magischen Globus war ich in diese Dimension hineingelangt, um die Geisterdämmerung mitzuerleben.

Doch ich wollte mich nicht ablenken lassen und schaute weiterhin den Vorgängen zu. Es ist paradox. Man kann keine Lautlosigkeit spüren. Mir jedoch kam es so vor. Gleichzeitig wehte mir von der magischen »Bühne« etwas entgegen. Es war ein stahlkalter Hauch, nicht mal ein Windzug, dafür ein Gefühl oder eine Ausströmung, die ich als furchtbar bezeichnen konnte.

Sie berührte mich und mein Kreuz! Das reagierte plötzlich. Ich merkte, dass sich vor meiner Brust ein silberner Schutz aus Strahlen aufbaute. Auch das Kruzifix hatte das Urböse gespürt und verhielt

sich dementsprechend.

Der silberne, aus Magie bestehende Leuchtschirm war zum Glück nicht so groß, dass er meine Sicht behindert hätte. So gelang es mir, über ihn hinwegzuschauen und weiterhin das Geschehen auf der Leinwand zu beobachten.

Vorhin hatte ich das Gefühl gehabt, das Böse würde aus einer nicht mehr fassbaren Tiefe steigen. Und dieses Gefühl verdichtete sich zusehends, bis ich tatsächlich das Abbild des absoluten Schreckens sah, das wie ein Manifest plötzlich über den gezackten Gipfeln der Berge stehen blieb.

Es war ein Gesicht. Und es gehörte dem Urfeind des Guten. Luzifer! Da stand das Grauen!

Ich zitterte. Es war nicht meine erste Begegnung mit diesem furchtbaren Wesen, aber es gab keinen Dämonen, der mir so eine große Angst einflößte. Hätte ich nicht mein Kreuz als Schutzmantel besessen, ich wäre vor Furcht und Erbeben wahrscheinlich zusammengebrochen und gestorben.

So aber umklammerte ich den von dem Propheten Hesekiel geschaffenen Talisman und hielt den Blick dieses unheimlichen Gesichts sogar stand.

Luzifer war eigentlich nicht mehr zu beschreiben. Er gehörte zum Leben, zur Welt und verkörperte das Schlechte. Einst ein Engel gewesen, hatte er gottgleich werden wollen und war fürchterlich bestraft worden, obwohl er die Schönheit des Engels, wie manche meinten, auch weiterhin behalten hatte.

Ich dachte da gegenteilig.

Er stand da, er schaute mich an. Sein Gesicht schimmerte bläulich. Man konnte es tatsächlich als ebenmäßig, schön und auch sogar engelhaft ansehen, aber es strahlte eine Kälte und Menschenverachtung aus, wie sie nicht zu beschreiben war.

Diese Gesichtszüge in dem kalten Stahlblau bewiesen, dass sich

Luzifer noch immer für den Allergrößten hielt, obwohl er beim ersten großen Kampf schon eine so schlimme Niederlage hatte einstecken müssen. Und auch diejenigen, die auf seiner Seite standen, waren in die ewige Verdammnis geschleudert worden, um weiterhin an seiner Seite zu stehen. Da kämpften Heerscharen gefallener Engel. Einige von ihnen kannte ich und auch eine mächtige Anführerin, die Luzifer in punkto Bosheit nicht nachstand.

Lilith, die Große Mutter!

Die Wandelbare, die als schöne Frau ebenso erscheinen konnte wie als turmhohe Schleimqualle. Sie hatte man als erste Hure des Himmels bezeichnet, und sie passte zu Luzifer wie die Faust aufs Auge. Luzifers Bild stand vor meinen Augen, als wollte es nie mehr verschwinden. Höchstwahrscheinlich wollte er dem Betrachter dokumentieren, dass er der Herrscher der Welt war und über seine Niederlage höchstens lachen konnte.

Ich bekam sehr viel Zeit, das Gesicht zu betrachten. Obwohl es sich nicht bewegte, auch nicht die schmalen, ebenfalls bläulich schimmernden Lippen, hatte ich das Gefühl, als läge ein kaltes Lächeln um seine Mundwinkel.

Ich kam mir selbst vor wie eine Steinfigur, denn ich wagte nicht, mich zu bewegen. Meine rechte Hand hatte ich um das Kreuz geklammert. Solange ich noch das geweihte Metall zwischen meinen Fingern spürte, ging es mir gut, da konnte selbst Luzifer nichts machen, denn meine Waffe gehörte zu den wenigen Dingen, vor denen er sich fürchtete. Irgendwann drehte er sich um, Es geschah locker, und noch einmal streifte mich dieser Odem des Bösen, der kein Windzug war, meinen Körper aber doch erschauern ließ.

Er verschwand. Wie ein Schatten tauchte er weg, eine Markierung des Bösen, der Meilenstein auf dem Weg in die ewige Verdammnis. Und ich wusste nun Bescheid, dass er bereits vor Hunderten von Millionen Jahren auf dem Erdball regiert hatte.

Bis in meine Zeit war seine Position geblieben, und sie würde auch noch in der Zukunft bleiben, bis zum Ende aller Tage.

Aber die Welt bewegte sich weiter. Wieder verschoben sich Grenzen und Proportionen. Was das Zeit-Raum-Spektrum dort gespeichert hatte, wurde mir vorgeführt. Einmal sah ich eine gewaltige Flutwelle, die sich aus dem Meer turmhoch erhob, himmelan stieg und mit unfassbarer Gewalt auf mich, den Betrachter, zuraste.

Ich hatte das Gefühl, als wollte das Wasser alles zersprengen, was in seine Nähe geriet, aber aus ihm hervor stieg die gewaltige Schleimmasse mit den zahlreichen Armen: Krol, der Krake!

Einer der Großen Alten. Er war der erste dieser finsternen Götter, ich erlebte seine Geburt, und ich sah auf dieser »Leinwand des Lebens« noch etwas anderes.

Hehre Gestalten, die mit ihrem Aussehen an Erzengel erinnerten. Sie jagten dem Kraken entgegen, waren mit glänzenden Schwertern bewaffnet und kamen mir vor wie Geistwesen.

Die stummen Götter!

Ich hatte nur für einen Moment ihre Gesichter sehen können und erinnerte mich an den Besuch in der Schlucht der stummen Götter. Sie wollten gegen den Kraken angehen. Ich fragte mich, ob ich jetzt den entscheidenden Kampf zwischen den beiden so unterschiedlichen Parteien erlebte, das geschah nicht, denn die Welt veränderte sich abermals. Sie schob sich zusammen, und die Berge verschwanden wie auf einem Transportband nach hinten.

Andere Gegenden entstanden. Riesige Wälder, Sümpfe und auch knochentrockene Ebenen. Kontinente, über die der Wind pff, beherrscht von geheimnisvollen Wesen und Mutationen.

Menschen bekam ich nicht zu Gesicht, dafür Monster, Dämonen in aller Scheußlichkeit, die sich gegenseitig bekämpften. Feuer entstand. Gewaltige Lohen, die als vernichtender Atem über die

Kontinente fuhren und alles zerfraßen, was sich ihnen in den Weg stellte. So also hatten die dämonischen Kämpfe der mächtigen Diener des Bösen ausgesehen, als es noch keine Menschen auf dem Erdball gab. Sie konnten sich nicht vertragen. Jeder gierte nach Macht und Reichtum. Jeder wollte gewinnen, und der Schwächere von ihnen musste seinen grausamen Tribut zahlen.

Mich bannten diese Ereignisse. Aus der Rolle des Zuschauers konnte ich die ersten Auseinandersetzungen zwischen den Mächten miterleben, ohne allerdings Details zu erkennen oder zu wissen, welche Namen die Mächtigen hatten oder wie sie sich rufen ließen.

Hier wurden Grenzen gesetzt, hier wurde die damals bekannte Welt schon in schwarzmagische Machtblöcke aufgeteilt.

Mir fiel allerdings auf, dass sich die Kräfte des Lichts zurückhielten. Sie überließen die Erde den schwarzmagischen Mächten, die sich mit nahezu brutaler Gewalt gegenseitig zerfleischten. Es wurde viel dämonisches Blut vergossen. Manchmal sah ich Tausende von monströsen Leichen, die allmählich verfaulten oder sich in stinkenden Wolken auflösten.

Die Erde hatte viel erlebt. Nicht nur in meiner Zeit, auch schon damals, als es die Menschen noch nicht gab.

Und wieder veränderte sich das Bild wie in einem Zeitraffertempo. Neue Kontinente formten sich. Naturkatastrophen sorgten dafür. Die Erde kochte in ihrem Innern. Gewaltige Kräfte wurden in Explosionen freigesetzt. So entstanden nicht nur neue Meere und Gebirge, sondern auch gewaltige Vulkane, die Feuer, Rauch und Tod in die Atmosphäre jagten.

Abermals sah ich dämonische Gestalten in dieser unheilvollen Flammenwand. Sie wollten die Natur beherrschen, kämpften gegen sie an, und einigen von ihnen gelang es, sie zu unterjochen. Einige Male entdeckte ich dazwischen und immer an anderen Stellen noch ein bekanntes Gesicht.

Das des Teufels...

Die Fratze des Satans grinste oft durch das Feuer der Vulkane. Ich sah, wie Luzifers Stellvertreter plötzlich mit einer düsteren Heerschar gefallener Engel erschien, die Schwerter aus Höllenfeuer trugen und sich die Wege freikämpfen wollten.

Andere Dämonen stellten sich ihnen entgegen. Mächtige Monstren. Einige von ihnen kamen aus dem Meer. Sogar einen riesigen fliegenden Fisch sah ich, der gegen den Satan aber keine Chance hatte. Es war wie zu meiner Zeit.

Auch ich erlebte den Kampf der Mächtigen gegeneinander. Der Spuk gegen den Teufel und umgekehrt. Damals hatte Asmodis gegen andere Wesen gekämpft und sie zumeist besiegt oder zurückgeschlagen. Die Zeit schritt fort.

Wieder vergingen Millionen von Jahren. Die Vegetation änderte sich abermals. Bäume wuchsen fast bis an den Rand des düster-grauen Himmels. Noch größere Wälder entstanden, noch gewaltigere Sümpfe, und aus ihnen stiegen die hervor, deren Skelette man tatsächlich noch in heutiger Zeit fand.

Die Saurier!

Tiere von unvorstellbaren Ausmaßen. Hunderte von Tonnen schwer. Manche als Flugdrachen mit Schwingen und Flügeln, deren Spannweite denen eines Verkehrsflugzeuges gleichkam. Aber auch Tiere, die nur auf dem Boden lebten. Saurier mit langen Hälsen, dazu Riesenechsen, deren Nachkommen noch heute als Krokodile in tropischen Gewässern lebten.

Ich kannte die Zeit der Saurier. Auf einer Zeitreise war ich welchen begegnet. Ich erinnerte mich an Bandor, einen Urmenschen, aber diese Erinnerung wurde sehr schnell verdrängt, als mich Wölfe in ihren Bann zogen.

Wölfe! Bevor die Menschen waren, gab es die Wölfe!

Diesen Satz hatte ich auch schon mehrmals gehört, und plötzlich sah

ich diese Tiere durch die Wälder huschen. Hungrig, kämpfend und auch sterbend, wenn sie von größeren Kreaturen einfach niedergetrampelt wurden. Wieder tauchte aus dem Dunkel der Wälder etwas auf. Eine große Wolfsfratze mit langer Schnauze und grausam blickenden gelben Augen.

Fenris, der Götterwolf!

Erinnerungsfetzen durchjagten mich wie rasch aufeinanderfolgende Stromstöße. Fenris, Morgana Layton, Lupin und auch Nadine Berger, die Wölfin mit der Seele eines Menschen.

Die Wesen, die ich sah, gehörten zu denen, die mich auch in der Gegenwart tangierten.

Ich hätte gern länger darüber nachgedacht und vielleicht auch Auskünfte erhalten, aber wieder einmal spielte mir das Raum-Zeit-Kontinuum eine neue Ära ins Bild.

Das große Sterben begann. Die Saurier fanden keine Nahrung mehr. Die Temperaturen sanken. Eine Eiszeit kündigte sich an. Sie wanderte aus der Kälte des Nordens in Richtung Süden. Was Hunderte von Jahren gedauert hatte, erlebte ich innerhalb weniger Sekunden. Das Sterben der Wälder, das Brechen der Bäume, das Verschwinden der Sümpfe und das alles überdeckende Eis sowie das Geröll, das einen ungeheuren Druck auf diese Pflanzen ausübte und in der damaligen Zeit den Grundstock für die Versorgung des später erst folgenden Menschen gelegt hatte.

Die Kohle...

Das Eis war überall. Es drang immer weiter vor. Sogar dämonische Kämpfe fanden unter einer kalten und blass wirkenden Sonne nicht mehr statt.

Meine Umwelt im Pandämonium hatte ich völlig vergessen. Die Geschehnisse vor mir hatten mich voll und ganz in ihren Bann gezogen. Ich dachte nicht mehr an den Seher und auch nicht an die Gefahren, die mich im sterbenden Pandämonium umgaben, die

Erdgeschichte, verquickt mit der einer Schwarzen Magie, war viel interessanter. Und alles, was ich zu sehen bekam, hatte sich einmal abgespielt. Das war Erdgeschichte! Hautnah präsentiert.

Die Zeiten änderten sich. Das Eis schmolz, denn die Sonne gewann an Kraft. Unter ihrer Wärme blühte die Erde wieder auf, und es würde bald die Zeit kommen, wo die ersten Menschen auf den Planeten traten, um sich die Erde untertan zu machen.

Doch zuvor geschah noch etwas anderes.

Dazu musste sich aber erst wieder das Bild verschieben, damit ich eine andere Sichtperspektive bekam, und die zeigte mir nicht allein die Erde, sondern gewährte mir die Sicht in die Unendlichkeit des Universums. Es war der klare, nicht verseuchte, unendlich weite und herrliche Sternenhimmel, der mir die Gestirne mit all seiner Pracht zeigte. Auch sie hatten sich im Laufe der Jahrtausende verändert, aber den hellen Punkt, der sich durch das All bewegte, konnte ich nicht einordnen. Es war kein Komet, auch nicht die Reste eines geplatzten Sterns, sondern einfach ein kleiner Ball, der seine Bahn zog und sich der Erde näherte. Wahrscheinlich befand er sich von den übrigen Gestirnen Hunderte von Lichtjahren entfernt, obwohl es mir so vorkam, als würde er mit ihnen auf einer Höhe stehen.

Ich vergaß meine eigene Situation, schaltete auch mein Denken aus und konzentrierte mich allein auf diesen wandernden Strahlenball, der plötzlich verschwunden war, als hätte er sich kurzerhand aufgelöst. Ich atmete aus. Meine erste Theorie, hier den Besuch außerirdischer Wesen von einem anderen Planeten zu erleben, konnte ich abhaken. Es wäre auch zu schön gewesen.

So konzentrierte ich mich wieder auf die weite Erde mit ihren dunklen Sumpfflächen und tiefen Wäldern. Die Fläche zwischen den Flammen war nicht allzu groß, dennoch konnte ich durch die perspektivische Verzerrung sehr viel sehen, so dass ich das Gefühl bekam, mindestens die Hälfte des Erdballs unter meiner optischen

Kontrolle zu haben. Und ich sah ihn wieder.

Diesen hellen Punkt, der zuvor in der Weite des Alls seine Bahnen gezogen hatte. Nur war er jetzt kein Punkt mehr, aus ihm hatte sich etwas hervorkristallisiert. Ein Raumschiff.

Wenigstens wusste ich das silbrige Schimmern zwischen den Bäumen und Sümpfen nicht anders zu deuten. Ich erwartete, die Spitze einer Rakete zu sehen, statt dessen erlebte ich einen aufpuffenden Feuerball, der sich rasend schnell fortbewegte und im Nu eine riesige Fläche in Brand gesetzt hatte.

Aus dem Feuer stieg etwas hervor. Das Raumschiff. Für einen Moment hatte ich dieses flache Oval zu Gesicht bekommen, bevor es mit einer unvorstellbaren Geschwindigkeit in die Höhe raste und verschwand.

Besuch der Außerirdischen!

Ich hatte es gesehen. Es war eine Tatsache. Die Erde hatte in grauer Urzeit Besuch aus den Fernen des Alls bekommen. Viele Menschen, die in meiner Zeit darüber schrieben oder redeten, wurden ausgelacht und verspottet. Trotzdem hatten sie recht.

Mir war das längst klar gewesen, und ich glaubte auch daran, dass Hesekei, der Erschaffer des Kreuzes, Kontakt mit außerirdischen Wesen gehabt haben musste, sein Wissen war ungeheuerlich gewesen. Längst war das Raumschiff in der Weite des Alls verschwunden. Doch kein Besuch ohne Grund. Hatte es vielleicht etwas zurückgelassen? Eigentlich lag die Lösung nahe, nur war ich in diesem Moment zu durcheinander, um sie zu finden.

Das große Feuer war mittlerweile wieder gelöscht worden. Auch zeigte man mir nicht mehr diese Weite des Bildes. Zuvor hatte ich stets das Gefühl gehabt, in einem der kleinen Spionage-Satelliten zu sitzen und von dort aus die Erde zu beobachten. Diesen Bildausschnitt bekam ich jetzt nicht mehr zu Gesicht.

Die Fläche war kleiner geworden. Der Ausschnitt konzentrierte

sich auf einen bestimmten Fleck, auf verbrannte Erde, und aus ihr stieg jemand hervor. Eine weiße Gestalt, wie Gips sah sie aus... Ein Wesen in seiner Ursprungsform, wie ich es schon einmal in dem geheimnisvollen Dämonensarg gesehen hatte.

Da wusste ich Bescheid!

Natürlich, weshalb war ich nicht schon längst darauf gekommen. Einen nämlich hatte ich bei dem großen Kampf der Mächtigen vermisst. Jetzt aber war er gekommen. Aus den Tiefen des Alls hatte man ihn hergeschafft.

Es war kein Geringerer als der letzte der Großen Alten, der auch noch in der heutigen Zeit existierte. Der Spuk!

Eigentlich hätte ich jubeln müssen. Wem wurden schon so schlagkräftige Beweise geliefert? Wer bekam schon die Chance, die Entstehung der Welt und auch des Bösen mitzuerleben?

Ich hatte sie bekommen, und mein Wissen nahm völlig neue Dimensionen an. Der Spuk war erschienen und würde von nun an in den Lauf der Dämon-Hierarchie eingreifen und ihr seinen grausamen Stempel aufdrücken. Ich hatte damit gerechnet, noch weitere Entwicklungen im Kleinen zu erleben, doch die Welt veränderte sich abermals, und auch meine Sichtperspektive wurde wieder eine andere. Ich kam mir abermals vor wie der stumme, weit entfernte Beobachter, der die Entwicklung des blauen Planeten genau mitverfolgte, und ich sah plötzlich erste Menschen.

Urbewohner...

Sie gingen noch gebückt, glichen mehr Affen als modernen Menschen, und ich sah wieder etwas, das ich eigentlich schon vermisst hatte. Es waren die Wölfe. Über allem schwebte wieder der unheimliche Wolfskopf des Göttertiers Fenris.

Ich erlebte mit, wie die Wölfe angebetet wurden, wie man sie beschwor, aber Einzelheiten bekam ich nicht mit. Die Wolfsmagie blieb in einem geheimnisvollen Dunkel stecken.

Und wieder veränderte sich die Welt. Andere Dämonen erschienen. Mächtige Schwarzbütler stiegen aus den Tiefen der Erde. Gegner, die ich kannte und schon vernichtet hatte.

Die Großen Alten.

Hemators Hände sah ich aus einem Meer ragen, auch der Gläserne kam in mein Blickfeld, aber ich nahm es nicht mehr auf. Da verwischten plötzlich Zeit und Raum. Manchmal verschwanden die Bilder völlig, wie bei einem Fernsehschirm, wenn irgend etwas in die Brüche ging, so dass die Störungen eintraten.

Eine Erklärung hatte ich auch zur Hand. Wahrscheinlich ließ auch die Kraft des Sehers nach, so dass er die Brücke zwischen den Zeiten nicht mehr aufrecht erhalten konnte.

Und das Feuer kam. Es hatte wieder Kraft bekommen, führte die Geisterdämmerung fort, wollte das Pandämonium zerstören und rückte von beiden Seiten auf die Leinwand zu, so dass diese verkleinert wurde. Ich ärgerte mich. Ausgerechnet jetzt, wo die Entwicklung richtig begann, wo ich vielleicht auch die Entstehung des Kontinents Atlantis hätte erleben können, wurde die andere Kraft wieder stärker, um das Pandämonium zu zerstören.

So sah ich nicht, wie Atlantis entstanden war, und erlebte auch nicht die Geburt meiner Freunde Myxin und Kara mit. Ich sah den Schwarzen Tod nicht und auch nicht die vier Horror-Reiter. Aber ihr Geheimnis war ja schon gelüftet worden.

Noch immer stand ich auf dem Felsen. Mein Herz schlug schneller. Die Vorgänge hatten mich sehr stark mitgenommen, da war ich ehrlich genug, dies zuzugeben.

Und der Seher befand sich in meiner Nähe. Eine Steinfigur, die sich nicht rührte. Die jedoch eine gewaltige Kraft besaß, die Grenzen zwischen dem Raum-Zeit-Kontinuum und dem Pandämonium aufreißen zu können.

Ich bestimmt nicht. Aber ich wollte es nicht hinnehmen, dass ich

ebenfalls in dieser Welt starb. Es musste einen Ausweg für mich geben. Noch schaute ich zu, wie sich die beiden Flammenseiten einander näherten und wieder zu einer einzigen Wand zusammenschmolzen. Es war wieder so wie vor dem Riss. Nur wusste ich jetzt einiges mehr, und ich drehte mich um, damit ich den Seher fragen konnte, wie es jetzt weitergehen würde.

Die Frage lag bereits auf meinen Lippen, als ich sie verschluckte, denn ich sah etwas Furchtbares. Die Steinfigur stand zwar noch vor mir, aber sie zeigte bereits starke Risse und zerfiel allmählich. Jetzt bist du allein!

Dieser eine Gedanke schoss mir durch den Kopf und sorgte auch für eine momentane Depression. Gleichzeitig spürte ich den heftigen Druck im Magen und Würgegefühle im Hals. Allein in einer allmählich untergehenden Welt, die kein Erbarmen kannte und ihre Bewohner zu Schatten zerriss.

So zerriss wie die Steinfigur des Sehers vor mir. Ich hörte es noch knirschen und knacken. Kleine Splitter flogen mir entgegen, so dass ich den Kopf einzog, und mit peitschenden Geräuschen brachen die ersten Stücke aus dem Kopf des Sehers. Gleichzeitig löste sich ein Arm. Die Hand, die auf dem Knie gelegen hatte, rutschte weg, und der Arm blieb dicht vor meinen Füßen liegen.

Ich verstand die Welt nicht mehr. Wieso starb der Seher plötzlich? Was war der Grund? Was hatte ich ihm angetan? Ich war in diesen Augenblicken nicht nur ziemlich durcheinander, sondern kam mir auch so verflucht hilflos vor.

Ich wusste selbst nicht, wo ich eingreifen sollte, fasste die Figur an und zog die Hände hastig wieder zurück, als ich das erneute Knirschen vernahm.

Aber nicht in der Figur war dieses Geräusch aufgeklungen, sondern direkt unter mir. Und da befand sich der Felsen!

Siedendheiß schoss mir die Furcht bis in den Kopf hoch. Wenn der

Felsen jetzt zusammenbrach, konnte ich mit meinem Leben abschließen. Da würden mich die verdammten Trümmer begraben, bevor das Feuer sie und mich erfasste.

Es war furchtbar, mit diesem Wissen einen Ausweg zu suchen. Springen konnte ich nicht. Da würde ich mir sämtliche Knochen brechen, wenn ich nach unten jagte. Diese Entfernung war viel zu hoch. Also klettern! Und das sehr schnell.

Während ich nach einer Stelle suchte, wo ich gefahrlos hinabsteigen konnte, arbeiteten die Kräfte innerhalb des Gesteins schon weiter. Für mich war das Knirschen und Knacken in dem Gefüge zu vergleichen mit einer tödlichen Musik, deren Disharmonie mir eine regelrechte Qual bereitete.

Zum Glück merkte ich außen noch keine Veränderungen, so dass ich dort Halt finden konnte. Die eigentliche Zerstörung begann erst von innen her. Sekunden später schon hing ich an der Außenwand, klammerte mich mit beiden Händen in den Spalten fest, meine Füße suchten nach Vorsprüngen, wo sie Halt finden konnten, und die Figur des Sehers über mir wurde durch peitschende Klänge zerstört. Die Plattform auf der Felsspitze war zwar relativ groß, aber nicht so groß, als dass sie die gesamte Steinmasse hätte auffangen können. So rollte und rutschte sie über den Hang hinweg, überall tickten die Brocken gegen, und ich fürchtete stark, von diesen fallenden Gesteinsmassen erwischt zu werden.

Ich hatte das Glück des Tüchtigen. Die Steine tickten rechts und links an mir vorbei. Sie sausten auch über meinen Kopf hinweg, so dass sie mir vorkamen wie springende Bälle.

Die Hälfte schaffte ich, ohne erwischt zu werden. Dann passierte es doch.

Ein Brocken knallte mir auf den Rücken. Er war glücklicherweise über meinen Kopf hinweggefallen, prallte dicht hinter dem Nacken auf, und ich konnte einen Schrei nicht unterdrücken. Fast hätte ich

das Gestein noch losgelassen, so hatte mich dieser Treffer erschreckt. Mit den Füßen rutschte ich weiter nach unten, musste nachgreifen, und es gelang mir, mich wieder festzuhalten.

Dann brach der Felsen. Wenigstens an der mir gegenüberliegenden Seite, so dass ich unbehelligt blieb, aber Furcht bekam ich trotzdem, denn ich hatte das Gefühl, als würde mir im nächsten Augenblick die andere Masse entgegenkippen.

Eisern hielt ich fest. Auch meine Füße hatten den Halt verloren, ich schwebte tatsächlich zwischen Himmel und Erde und klammerte mich nur an einem kleinen Vorsprung fest, dessen hartes Gestein meine Handflächen bereits aufgerissen hatte.

Konnte ich springen?

Langsam drehte ich den Kopf und schätzte die Entfernung ab. Es war trotzdem verflucht schwer, hier eine Entscheidung zu treffen. Ein dumpfes Poltern nahm sie mir ab.

Und da hielt mich nichts mehr. Bevor der Felsen in seiner gesamten Größe zusammenkrachen konnte, ließ Ich den Vorsprung los und stieß mich gleichzeitig ab.

Ich fiel - und schlug auf. Beim Aufprall knickte ich in den Knien ein, warf mich zu Boden, rollte mich einige Male über die Schultern ab, sprang wieder hoch und jagte geduckt weiter.

Abbekommen hatte ich nichts. Es war ein herrliches Gefühl, dies zu wissen. Jetzt machte sich das harte Training bezahlt, das hinter mir lag. Wie hatte ich geflucht und geschimpft, wenn wir in den Camps die Fallübungen machten.

Diesmal hatten sie mir das Leben gerettet, denn der Felsen hinter mir brach zusammen.

Ich konnte sogar stehen bleiben und einen Blick zurückwerfen, ohne dass mir etwas geschah. Es sah aus, als würde er explodieren. Eine gewaltige Kraft hatte in seinem Innern gesteckt, war nun frei gekommen und schleuderte die Einzelteile in die Höhe.

Der Felsen kam mir vor wie ein zerplatzender Vulkan. Nur drang aus seinem Innern kein Feuer. Dafür Steine, Geröll und Staubwolken, die sich aus pulverisiertem Gestein zusammensetzten und sich träge in der untergehenden Welt verteilten.

Ich lief weiter. In die Dunkelheit des Pandämoniums hinein, wo noch die Monstren lauerten und lebten, die das Feuer nicht hatte erreichen können.

Irgendwann blieb ich stehen. Nassgeschwitzt, keuchend, mit hämmerndem Herzschlag. Tief saugte ich den Atem ein, es musste einfach eine innere Beruhigung eintreten. Erst dann schaute ich zurück. Mein einziger Helfer in dieser Welt war nicht mehr. Von dem Felsen sah ich nur noch einen Trümmerhaufen, der in diesem Augenblick vom Feuer erreicht wurde.

So erlebte ich zum erstenmal mit, dass Flammen es schafften, Gestein zu zerstören. Sie schmolzen nicht nur, die Steine brannten wie Papier. Ob sie dabei auch leichter wurden, wusste ich nicht. Jedenfalls wurden sie als brennende Gegenstände in die Höhe geschleudert, um anschließend als Ascheregen zu Boden zu rieseln.

Ein Vorgang, der nichts Grausames an sich hatte, mich aber trotzdem so mitnahm, weil ich sah, dass meine letzte Hoffnung in dieser Welt zerstört wurde.

Jetzt stand ich allein!

Und das Feuer kam. Keine Blitze zuckten mehr hinein. Es war eine gewaltige geschlossene Wand aus Flammen, die sich träge bewegte, so dass sie mir vorkam, als würde sie einen dämonischen Tanz aufführen. Ein bitteres Lächeln umzuckte meine Lippen. Ich stand da mit hängenden Armen und dachte darüber nach, wie es für mich weitergehen sollte. Gut, ich konnte tiefer in das Pandämonium hineinfliehen, aber damit würde ich mein Ende nur immer weiter hinausschieben.

Wenn ich hier stehen blieb, konnte ich mir ausrechnen, wann mich

die Flammen erreichen und vernichten würden. Begleitet wurden sie von einem gewaltigen Dämon, der auch mein Ende wünschte. Der Spuk!

Er hatte wieder mit dem großen Aufräumen begonnen, denn er wollte auf keinen Fall, dass der Teufel oder ich noch weiter siegten. Ich dachte auch an den Seher. Gerade jetzt hätte ich seine Hilfe brauchen können, doch sein Geist befand sich in irgendeinem für mich nicht erreichbaren Zwischenreich.

Aus der Tiefe des Raumes hinter mir erklang wieder das große Heulen. Vielleicht hatten sich dort die letzten Monstren zusammengefunden, um ihrem Schicksal zu entgehen, aber das Feuer des Spuks würde auch sie in Schattenwesen verwandeln.

Ich drehte mich um. Allein stand ich auf dieser düsteren Ebene und konnte trotzdem etwas erkennen, denn der Widerschein des kalten, fressenden Feuers hatte mich längst erreicht.

Ich sah vor mir die Bewegungen der Monstren. Genau konnte ich sie nicht unterscheiden, wusste nicht, wie sie aussahen, aber ich glaubte sogar, ihre Angst zu spüren, die sie in den Klauen hielt. Ja, sie hatten Angst. Das Feuer würde sie gnadenlos vernichten. Es würde sie zu Schatten machen und einreihen in die Welt des Spuks, wo er der große Herrscher war.

Etwas jagte auf mich zu. Dicht über dem Boden flog das Wesen. Zunächst dachte ich an eine Echse, bis ich erkannte, dass es sich dabei um einen Monstervogel handelte, der so schnell näher kam, dass ich nicht mehr ausweichen konnte. Zudem war ich noch zu sehr durcheinander.

Er erwischte mich. Urplötzlich spürte ich den Schlag gegen meine Beine, kippte nach hinten, landete aber nicht auf dem Boden, sondern auf dem Rücken des Vogels, dessen langer Schnabel spitz wie zwei aufeinandergelegte Lanzen war. Er riss mich hoch. Ich hatte mich - und das war eigentlich nicht gut - noch einmal umgeschaut. So

klammerte ich mich am Körper des Vogels fest, dem mein Gewicht überhaupt nichts ausmachte.

Jetzt zog die Flammenwand nicht nur ihn an, sondern auch mich. Und das konnte für uns beide tödlich enden!

Wahrscheinlich hatte auch der Vogel Angst, der in den Sog dieser tödlichen Magie geraten war. Ich vernahm seine schrillen, manchmal auch krächzenden Schreie, schaute zu Boden und bekam mit, dass ich schon in der Höhe des Felsens flog.

Keine Chance, um zu springen.

Eine Gestalt mit drei Schlangenköpfen überholte uns und wurde von den Flammen zu Schatten zerrissen. Wann waren wir an der Reihe? Und da dachte ich wieder an mein Kreuz. Bisher hatte ich es noch nicht aktiviert. Wenn ich es jetzt versuchte und die Formel rief, würden die Kräfte des Lichts eingreifen.

Ich öffnete den Mund.

Und genau in diesem Augenblick riss die Feuerwand an einer bestimmten Stelle auf. Jemand zeigte sich.

Eine pechschwarze, undurchdringliche, amorphe Wolke. Der Herr dieses magischen Feuers - der Spuk!

Suko wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Ob Sekunden, Minuten oder Stunden. Er stand da, hörte das Knirschen der Wände, das Krachen an der Decke und starrte in den Globus hinein, dessen untere Hälfte von einer gewaltigen Feuersbrunst erfüllt war, durch die der Chinese nicht hindurchschauen konnte.

Aber dort musste sich John Sinclair befinden!

Auch der Inspektor war lange genug im Geschäft, um zu wissen, um was es sich bei diesem Vorgang handelte. Das musste ein Tor sein, das in die andere Welt führte. Sollte er springen?

Was hatte es für einen Sinn, wenn er in die andere Dimension tauchte? Dann würde es ihm ebenso ergehen wie John Sinclair, von

dem er nur hoffen konnte, dass er noch lebte. Er wusste es ja nicht. Suko spürte die Angst, die sich auch in seinem Körper ausbreitete. Der kalte Schweiß lag auf seiner Haut. Die Entscheidung war einfach zu schwer. Jetzt hätte er gern mit den beiden Quades gesprochen, aber die waren vernichtet.

Sollte er mit der Peitsche hineinschlagen? Nein, auch wenn sie noch so stark war, damit konnte er keinen Blumentopf gewinnen. Auch wenn es ihm gelingen sollte, das Tor zu zerstören, hatte er möglicherweise dann John Sinclairs Ende auf dem Gewissen, weil dem Geisterjäger der Rückweg versperrt worden wäre.

So also nicht.

Und doch gab es eine Chance für den Chinesen. Eine kleine nur, eine winzige. Sie lag in der Nähe, in London, aber war trotzdem so weit entfernt, denn der Nebel konnte das Leben eines Menschen vollkommen verändern.

Die Chance besaß einen Namen.

Der Würfel des Unheils oder des Heils. Dieser zweite Würfel, der sich im Besitz des Sinclair-Teams befand und in den Panzerschränken des Yard auf seinen Einsatz wartete.

Ihn musste Suko holen!

Als er sich darüber im klaren war, spürte er die Gänsehaut auf seinem Körper, und er warf noch einige Blicke gegen die Wände und die Decke. Dabei hoffte er, dass dieses Haus noch lange halten würde, bis er wieder zurückgekehrt war. Laut Aussagen der beiden Quades sollte es ja erst zusammenbrechen, wenn die Geisterdämmerung vorüber war.

»Okay, John!« flüsterte Suko und schaute in die Halbkugel. »Solltest du da unten irgendwo sein, dann, verdammt noch mal, halte dich tapfer. Packe es, ich komme wieder.« Er nahm die obere Hälfte und setzte sie wieder auf die untere.

Wenig später schon hatte er das Haus verlassen. Dicht, schwer und

feucht lag der Nebel. Eine Watte ohne Streifen, zusammengesetzt aus feinen Wassertropfen, die sich auf Sukos Haut legten. In den Nachbarhäusern schien niemand etwas von den Vorgängen bemerkt zu haben. Ihre Fronten lagen wie dünne Schatten innerhalb der unheimlichen Nebelwand. Nur manchmal schimmerte als verschwommener Fleck ein einsames Licht oder erleuchtetes Fenster durch.

Suko fand seine Maschine unbeschadet vor. Er setzte seinen Helm auf, schnallte ihn fest, und wenig später begann für den Inspektor eine regelrechte Horrortour.

Bei normalem Wetter wäre dies alles kein Problem gewesen, aber Suko hatte mit der Tücke des Nebels zu kämpfen. Sie verdrei- oder vervierfachte die Zeit, die er benötigte, um sein Ziel zu erreichen. Zudem musste er wieder zurück. Er hatte trotzdem keine andere Möglichkeit gesehen und ergab sich in sein Schicksal.

Obwohl ihm die Minuten davonliefen, fuhr Suko nicht wie ein Selbstmörder. Zwar schneller als die Autos, an denen er schattenhaft vorbeihuschte, aber er passte genau auf, und der Strahl seiner Lampe fuhr wie ein dicker Finger in die grauen, kreisenden Wände hinein, wo er auch aufgesaugt wurde.

Irgendwann, Suko hatte nicht auf die Uhr geschaut, erreichte er sein Ziel. Im Gebäude herrschte eine gewisse Hektik. Suko erfuhr im Vorbeigehen von einigen Überfällen, die im Schutz des Nebels abgelaufen waren. Dieses Wetter war für manche Gangster ideal.

Am Empfang erkundigte er sich nach seinem Chef, Superintendent Sir James Powell. »Der ist noch im Haus.«

»Gut, ich rufe ihn an.« Suko ging in die Loge und telefonierte.

Sir James war ein Mensch, der, wenn es darauf ankam, kaum Fragen stellte. Am Klang der Stimme musste er erkannt haben, dass es Suko verdammt eilig hatte. »Warten Sie unten, ich komme.«

»Danke, Sir.«

»Ist was passiert?« fragte der Portier und nahm einen Schluck aus der hohen Kaffeetasse.

»Ja.«

»Und was?«

Suko lächelte. »Kein Überfall.« Weitere Auskünfte gab Suko nicht, der Portier hätte sie sowieso nicht verstanden. Der Inspektor verließ die gläserne Empfangsbude und wartete auf seinen Chef.

Sir James kam sehr schnell. Er hatte seinen grauen Mantel übergestreift, blieb dicht vor dem Chinesen stehen und fragte: »Um was geht es?«

»Ich brauche den Würfel!«

Sir James ging einen halben Schritt zurück. Er wusste genau, dass der Würfel des Unheils nur dann eingesetzt wurde, wenn es keine andere Möglichkeit gab.

»Ist es so ernst?« fragte er.

Suko lachte heiser auf. »Vielleicht sogar noch schlimmer. John Sinclair ist entweder tot oder verschollen.«

Plötzlich bildeten sich Schweißperlen auf der Stirn des Superintendenten. Er fragte nur: »Wo?«

»Im Pandämonium.«

Auch damit konnte Sir James etwas anfangen. »Kommen Sie mit, Suko. Sie können mir auf dem Weg in den Keller weitere Informationen geben.«

Das tat der Chineser auch. Er berichtete in Kurzform, was er wusste, und sprach auch von der Geisterdämmerung.

Der Superintendent verstand. »Dann kann es sein, dass die Welt dort völlig zusammenbricht.«

»Ja, sie wird grausam zerstört. Auch alles, was sich in ihr befindet, stirbt.« Suko ließ seinem Chef beim Verlassen des Fahrstuhls den Vortritt.

Rasch eilten sie den langen, kahlen Gang entlang, der zu dem

Komplex führte, in dem sich die Sicherheitszone des Yard befand. Sir James gehörte zu den wenigen Personen, die keine große Kontrolle zu durchlaufen hatten. Schon bald waren Sir James und Suko allein in dem Raum, in dem sich der Würfel in einem der gesicherten Fächer befand. Suko erinnerte sich daran, dass er schon einmal hier gesessen hatte. Damals hatte er Diablita und ihre Mörderrolle kennen gelernt und war gezwungen gewesen, gegen das Phantom-Kommando zu kämpfen. Sir James persönlich stellte die Kombination des Schlosses nach Sukos Angaben ein und holte den Würfel vorsichtig hervor, als wäre er das kostbarste Gut auf der Welt. Und so weit war dieser Vergleich auch nicht hergeholt. Ein Tisch stand in der Nähe, ebenfalls zwei Stühle. Sir James stellte den Würfel auf die Platte.

Er sah völlig normal aus. Seine rotvioioletten Flächen schimmerten wie gefärbtes Glas. Wer genauer hinschaute, konnte auch die schmalen Schlieren erkennen, die sich im Innern des Würfels befanden. Sie sahen aus wie weiße, in die Länge gezogene Flocken und enthielten ein Geheimnis, das bisher keiner gelüftet hatte.

Suko und John Sinclair gingen jedoch davon aus, dass sich in diesen Schlieren Informationen befanden und man sie praktisch als magische Chips bezeichnen konnte.

»Nehmen Sie schon«, sagte der Superintendent. »Danke.«

Behutsam nahm Suko den Würfel entgegen und verstaute ihn unter seiner Jacke.

Die beiden Männer verließen den Raum. Der Wachtposten, der hier unten Dienst tat, grüßte zackig. Er schielte auf den Würfel und dachte wohl daran, dass ein Kollege von ihm vor kurzem gestorben war, als es ebenfalls um den Würfel ging.

Die beiden Männer fuhren wieder nach oben. In der Halle hielt der Superintendent Suko noch zurück. »Kann ich vielleicht irgend etwas tun?«

»Ja, Sir. Drücken Sie mir und John die Daumen. Vor allen Dingen John, dass er überlebt hat.«

»Sie meinen tatsächlich, dass es auch anders gewesen sein könnte?«

»Ja.«

»Ich höre wieder von Ihnen.«

»Das hoffe ich.« Suko hatte die Antwort mit sehr ernster Stimme gegeben. Seine Mundwinkel zuckten. Er wandte sich hastig um. Sir James sollte nicht sehen, welche Sorgen ihn quälten. Auf dem kleinen Hof empfing ihn wieder der feuchte Nebel. Bei jedem Atemzug hatte Suko das Gefühl eine Flüssigkeit einzuatmen. Der Würfel blieb unter seiner Jacke. Leider war es kein Zaubergegenstand, der es durch seine Kraft ermöglichte, sich an irgendeinen Ort der Welt zu wünschen. Suko musste die Horrortour durch den Nebel schon ein zweites Mal unternehmen. Und wieder stieß er in die graue wallende Suppe hinein, die alles Leben unter sich vergraben wollte. Er verglich es mit einem Blindflug, als er sich auf seiner Harley durch die Watte tastete. Zum Glück herrschte wenig Verkehr. London glich bereits einer Geisterstadt. Das gesamte Leben war eingeschlafen. Auch die Geräusche wurden zum großen Teil verschluckt, so dass der Sound der Harley einen anderen Ton angenommen hatte.

Als Suko die Vauxhall Bridge erreichte, atmete er zum erstenmal auf. Ober die Hälfte der Strecke hatte er ohne Unfall zurückgelegt. Jetzt ging es an den Rest.

Auch die brachte Suko hinter sich, wenn auch einmal mit einem waghalsigen Ausweichmanöver, als aus einer Seitenstraße ein Ungeheuer auftauchte, das verwaschene Augen besaß. Das Ungeheuer stellte sich als normaler Lastwagen heraus, der ohne Rücksicht gelenkt wurde. Suko konnte ihm mit einer waghalsigen Schleife entkommen. Und die Zeit drängte.

Je mehr er sich seinem Ziel näherte, um so größer wurde das Gefühl der Beklemmung und der Angst. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass alles glatt gelaufen war. Zudem quälten ihn Vorwürfe, das Falsche getan zu haben. Jetzt ging er davon aus, dass es vielleicht doch besser gewesen wäre, die Peitsche einzusetzen, statt soviel Zeit zu verlieren. Es war nicht mehr zu ändern.

Wieder musste Suko suchen, obwohl er die Strecke schon einmal gefahren war. Aber diesmal nahm die Sucherei nicht soviel Zeit in Anspruch. Er fand seinem Parkplatz schon nach kurzer Suche. Kaum hatte Suko die Maschine aufgebockt und den Helm abgenommen, hörte er bereits die Stimmen. Sie klangen aus der Richtung, in die er musste, und das Gefühl, dass etwas geschehen war, verstärkte sich bei ihm. Um seine Brust legte sich der unsichtbare Reif der Furcht. Er beeilte sich so sehr, als könnte er noch etwas retten.

Der Nebel war auch hier so dicht, dass er die vor den Häusern stehenden Menschen erst im letzten Augenblick erkannte. Auch dann sah er sie nur als Schatten.

Suko sprach den ersten an. Es war ein älterer Mann, der einen langen Mantel über seinen Schlafanzug gestreift hatte und eine Lampe in der Hand trug. »Was ist denn geschehen?«

Der Mann drehte sich um und leuchtete Suko an. »Da ist ein Haus zusammengekracht.«

Suko holte tief Luft. Trotz des Nebels hatte der andere gesehen, wie bleich der Inspektor geworden war. »Haben Sie etwas?« fragte er. »Ist Ihnen nicht gut?«

»Doch, doch, es geht schon.« Suko lächelte. »Es ist nur ungewöhnlich, dass ein Haus so einfach einstürzt.«

»Das haben wir uns auch gedacht und Angst um unsere Buden bekommen. Sie sind ja alle schon sehr alt.«

»Kann ich mir das mal ansehen?« fragte Suko.

»Bitte, wenn es Ihnen Spaß macht.«

Suko drängte sich an den Menschen vorbei. Zweimal wurde er angepöbelt. Ein anderes Mal gewarnt. Er hörte nicht auf die Worte und stand wenig später vor dem Haus, in dem einmal die aus dem Pandämonium geflüchteten Quades gewohnt hatten. Nebelfetzen und graue Schleier trieben über die Trümmer, die sich vor Sukos Blick ausbreiteten. Es war nicht alles zusammengebrochen. Einige Innenwände standen noch so wie ein Teil der ersten Etage. Sogar die Treppe war vorhanden. Sie führte ins Leere. Jemand sprach davon, die Feuerwehr und die Polizei zu alarmieren. Denn man hatte von den Quades nichts gefunden.

Suko war dagegen. Das gab er den Umstehenden zu verstehen und lüftete gleichzeitig seine Identität.

»Ein Bulle sind Sie?« fragte jemand.

»Ja.«

»Und?«

»Ich möchte allein bleiben, haben Sie gehört?«

Die Bewohner schauten sich gegenseitig an, Suko merkte, dass sie Fragen stellen wollten, doch sie würden keine Antworten bekommen, das hatte er sich vorgenommen.

Die anderen trauten sich nicht, aber Suko blieb nichts anderes übrig, als das Trümmergrundstück zu betreten. Er hoffte nur, dass der Globus nicht zerstört war. Sollte das eingetreten sein, konnte er seine Wünsche begraben. John wahrscheinlich auch, falls er ihn überhaupt noch zu Gesicht bekam.

Er stiefelte über die Haustür hinweg, die schräg auf dem Boden lag. Der Nebel hatte sich mit dem hochgewirbelten Staub vermischt. Suko wandte sich nach links. Da musste der Platz liegen, wo sich einmal das Wohnzimmer befunden hatte.

Die meisten Möbelstücke waren unter den Trümmern der Decke und der Wände begraben, und Sukos Angst, dass der Globus ebenfalls zerschmettert war, wuchs. Schließlich sah er ihn. Er stand

nicht mehr so da, wie er ihn verlassen hatte. Das war klar gewesen. Das Gestell mit der Kugel lag auf der Seite, aber es war nicht zerstört worden, wie Suko beim zweiten Blick hatte feststellen können. Er bückte sich und hob den Globus auf.

Von den neugierigen Bewohnern, konnte er nichts mehr erkennen. Zwischen ihnen und ihm lag der Nebel wie eine Wand. Nur hin und wieder vernahm er ihre dumpf klingenden Stimmen.

Der Globus stand. Suko schaute ihn sich noch einmal genauer an und tastete ihn auch an allen Stellen ab.

Er war in Ordnung. Selbst die beiden Hälften waren beim Fall nicht voneinander getrennt worden. Suko zog mit einem Ruck die obere Halbkugel ab - und atmete zunächst einmal auf, als er erkannte, dass sich innerhalb der unteren Hälfte noch immer das Feuer befand. Suko umfasste den Würfel mit beiden Händen. Er streckte die Arme aus und hielt den Würfel genau über die Fläche. Er konnte ihn manipulieren. Der Würfel machte es möglich, dass seine Gedanken und Wünsche in die Tat umgesetzt wurden. Ein nicht erklärbares Phänomen, dessen sich Suko aber gern bediente.

Sein Gegner war das Feuer!

Wenn es ihm gelang, Herr über die Flammen zu werden, konnte er möglicherweise einen Blick in das sterbende Pandämonium hineinwerfen und Zeuge der Geisterdämmerung werden. Wenn...

Suko setzte alles auf eine Karte und griff gedanklich das dämonisch kalte Feuer an...

Die Wolke stand innerhalb der Wand, und sie kontrollierte nicht nur das Feuer, auch diese Welt, denn der Flug des unheimlich anmutenden Tieres, auf dem ich hockte, wurde von einer Sekunde zur anderen gestoppt.

Wäre ich angeschnallt gewesen, hätte ich mich fangen können. So aber konnte ich mich nicht mehr halten und kippte über den langen

Schnabel des Tieres hinweg in die Tiefe. Der Fall hätte mich Knochenbrüche kosten können, aber wieder griff der Spuk ein und sorgte dafür, dass ich mich zwar überschlug, ansonsten aber unbeschadet den harten Untergrund erreichte, wo ich zunächst einmal stehen blieb.

Mit meinem fliegenden Reittier hatte er nicht soviel Erbarmen. Dicht neben mir stürzte es ab und bohrte sich mit beiden Schnabelhälften in den Boden.

In einer Spalte blieben sie zitternd stecken. Der schwere Körper bekam das Übergewicht, kippte nach hinten, und der Schnabel brach mit einem hässlich klingenden Knirschen entzwei.

Der Spuk und ich!

Wir waren ein »Gespann«, das sich schon seit sehr langen Zeiten bekämpfte, und wir standen uns auch nicht zum erstenmal gegenüber, wobei der Spuk es aber nicht geschafft hatte, den zweiten Würfel für seinen Diener Akim Samaran zu erobern. Und darüber ärgerte er sich noch schwärzer, falls es so etwas bei ihm überhaupt gab.

»Wer will dir jetzt noch helfen?« fragte er mich.

»Ich weiß es nicht.«

»Oder vertraust du auf deine Kräfte?«

»Bleibt mir etwas anderes übrig?«

»Nein, aber diese Welt habe ich unter Kontrolle bekommen. Du weißt sicherlich, dass ich das Pandämonium hasse. Ich wollte es nicht mehr haben, es soll verschwinden, denn für mich ist es ein Störfaktor im Gefüge schwarzmagischer Welten. Ich habe mein Reich aufgebaut. Dort befinden sich die Seelen der vernichteten Dämonen, deshalb ist das Pandämonium überflüssig. Und ich habe dafür gesorgt, dass hier die Geisterdämmerung einsetzte. Keiner darf entkommen, keiner kann entkommen. Das Pandämonium bricht zusammen. Was bleibt, ist ein Rest irgendwelcher schwarzer Energie, die sich in der Unendlichkeit des Alls verteilt. Hast du das

alles begriffen, Geisterjäger?«

»Mittlerweile ja.«

Aus der Wolke drang weiterhin die Stimme des Spuks wie ein dunkles unheimlich klingendes Echo. »Auch der Seher hat dir nicht helfen können. Er hatte sogar vor, das Pandämonium zu retten, damit sich meine Macht nicht weiter ausbreitete, aber es war lächerlich, eine Steinfigur zu schaffen. Mein Feuer vernichtet alles.«

Ich wollte wissen, was es für Flammen waren, und fügte noch eine Frage hinzu. »Stammen sie aus der Hölle?«

Da hörte ich das schaurige Lachen. »Willst du mich beleidigen, Geisterjäger? Was sollte hier aus der Hölle stammen? Nein, ich bin auf meinen Erzfeind Asmodis nicht angewiesen. Zum Glück habe ich andere Möglichkeiten, um die Natur unter Kontrolle zu bekommen. Du weißt, welche.«

»Der Würfel des Unheils?«

»Genau der.« In der Wolke erklang wieder ein Lachen, und wenig später schob sich aus deren Tiefe etwas hervor, das farblich die Düsternis überstrahlte.

Es war der Würfel!

Ich sah seine rotvioletten Umrisse überdeutlich, und obwohl der Würfel relativ klein war, hatte ich das Gefühl, als würde er allein die große Wolke beherrschen.

»Er hat mir das Feuer gegeben!« rief der Spuk dröhnend. »Nur er allein. Seine Kraft ist unermesslich. Ich merke stets genau, wenn er etwas will, und ich habe das Gefühl, genau der richtige Besitzer für diese Waffe zu sein. Der Würfel ist der Anfang und auch das Ende. Er kann Welten vernichten, davon wirst du schon gehört haben. Aber zum erstenmal kannst du mit eigenen Augen den Beweis für diese Theorie erleben. Das Pandämonium stirbt, und der Würfel hilft dabei mit.«

Was sollte ich dem Spuk erwidern? Er hatte ja recht, so verdammt

recht. Der Würfel des Unheils war nun einmal eine mächtige Waffe. Ob er den unheimlichen und alles zerstörenden Todesnebel entließ oder Welten vernichtete, das alles schaffte er, wenn er sich in den richtigen Händen befand, die ihn manipulierten.

Wie ein viereckiges Auge leuchtete er aus der Wolke. Natürlich wusste ich, dass es eine Waffe gab, mit der man ihn bekämpfen konnte. Es war der zweite Würfel, doch der stand mir nicht zur Verfügung. Er befand sich in meiner Welt, verschlossen und gesichert in den Panzerschränken des Yard, weil es einfach zu riskant war, ihn in meiner Wohnung aufzubewahren.

Hätte ich diesen zweiten Würfel gehabt, wäre es mir möglich gewesen, die Kraft des ersten auszugleichen. Dann stand die Partie immer pari. So hatte ich nur mein Kreuz. Und das wusste auch der Spuk. Wieder drang seine Stimme aus der Wolke. Diesmal noch höhnischer als sonst. »Wenn du darüber nachdenken solltest, wie es dir gelingt, mich zu stoppen, lass es lieber! Du schaffst es nicht. Ich bin einfach zu stark und auch zu gut.«

»Das hast du mir schon öfter gesagt.«

»Aber nicht in einer sterbenden Welt«, klang seine Stimme wieder auf.

»Nicht in dieser sterbenden Welt, die du nicht mehr verlassen kannst. Wenn dich das Feuer erreicht, kommt es wie ein Sturmwind über dich. Es fällt zusammen. Du hast keine Chance mehr zur Flucht. Das Pandämonium wird immer kleiner. Es schrumpft, bis die Feuerwand auch den letzten Winkel und die letzte Ecke erfasst hat. Es ist aus!«

Wenn ich darüber nachdachte, hatte der Spuk recht. Ich sah keine Chance mehr, es gab sie einfach nicht. Sicher, meinen Tod hinauszögern, vielleicht hätte ich durch die Aktivierung des Kreuzes noch einen Schutz geschaffen, aber in dieser Welt würde es nicht so reagieren wie auf der Erde, als ich der Großen Mutter mal

gegenübergestanden hatte und die Namen der Erzengel rief. Mein Rufen würde im Pandämonium ungehört verhallen. Oder höchstens vom Seher aufgenommen werden, aber der wiederum ließ sich nicht blicken und besaß möglicherweise nicht die Kraft, mich zu retten. Obwohl sich die Feuerwand stetig näherte, spürte ich keine Wärme. Aber Angst. Sie überlagerte das logische Denken und meine Reaktion. Das Kreuz warnte. Es spürte die Magie des Feuers, und ich merkte etwas anderes.

Es war ein Brausen, das sich in meinem Hirn ausbreitete und sich nach einer kurzen Weile so verdichtete, dass es zu einer Stimme wurde, die ich vor kurzem schon einmal gehört hatte.

Es war der Seher!

Meine augenblicklich aufkeimende Hoffnung wurde jedoch von seinen Worten zerstört. Er sagte: »Ich kann dir nicht helfen, John Sinclair. Ich kann es nicht. Durch den Würfel ist der Spuk zu mächtig geworden und hat seine Grenzen so eng gesetzt, dass selbst ich sie nicht überschreiten kann. Deshalb gebe ich dir einen guten Rat. Kämpfe, John! Versuche alles, denn es gibt jemanden, der dir helfen will und auch dazu imstande ist.«

»Wer ist es?« schrie ich in Gedanken.

»Es ist...«

Da war die Stimme weg. Wahrscheinlich hatte der Spuk es geschafft, seine Magie noch zu verstärken, und da kam selbst ein Wesen wie der Seher nicht mehr durch. Ich hatte seine Worte behalten. Es war also jemand da, der mir helfen wollte. Ich schaute mich um, sah aber nichts, nur das Feuer, die Wolke und den Würfel darin. Letzterer verschwand allmählich.

Die Umrisse des Würfels lösten sich auf, auch der Spuk wurde zu einem dunkelgrauen nebelhaften Fetzen, und es sah so aus, als wollte das Feuer ihn verschlucken.

Noch einmal hörte ich seine Stimme. »Das Pandämonium stirbt,

Geisterjäger. Und du ebenfalls. So habe ich es beschlossen, so wird es geschehen. Ich regiere die Welten...«

Das letzte Wort echote nach, dann war ich wieder allein mit dieser ungeheuer starken Flammenwand.

Ich lief zurück.

Noch befand sich hinter mir die Schwärze des Pandämoniums. Noch konnte ich meinen endgültigen Tod hinauszögern, aber ich wollte mich auch nicht unbedingt auf meinen mir unbekannten Helfer verlassen und selbst etwas unternehmen.

Ich hatte das Kreuz, und ich wusste die Formel. Okay, ich musste sie rufen.

Diesmal störte mich nichts, als ich das Kreuz hochhob, es gegen das Feuer hielt und rief: »Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Es gibt Menschen, für die ist das Unnormale normal. Ich gehöre zu diesen Ausnahmen, denn die Aktivierung des Kreuzes war mit den normalen Verstandesmitteln nicht zu begreifen, ich musste sie einfach hinnehmen und hatte es hingenommen.

Das Kreuz »explodierte«.

Elektrisierendes Silber umflorte mich plötzlich, so dass ich mir vorkam wie jemand mit einem Heiligenschein. Ich konnte nichts mehr sehen, etwas umbrauste mich, es riss gleichzeitig auf, und ich sah für einen Moment die Feuerwand verschwinden, bis sie wieder vorhanden und die Strahlung des Kreuzes verschwunden war.

Es hatte nichts genutzt. Die Wirkung des Kreuzes war innerhalb der Flammenwand völlig verpufft. Die starke Magie des Spuks hatte sie kurzerhand aufgesaugt. Ich stand da als deprimierter Mensch, schaute auf mein Kreuz, das zwar silbrig schimmerte, doch für mich einen ebenfalls deprimierenden Eindruck machte, denn es hatte mir nicht helfen können. Vorbei die Chance...

Was blieb mir jetzt noch?

Hatte der Seher nicht von einem geheimnisvollen Helfer

gesprochen, der versuchen wollte, mich aus dieser zusammenbrechenden Welt herauszuholen? Daran konnte ich nicht glauben. Wer sollte das schon schaffen? Okay, Myxin, Kara oder der Eiserne waren stark genug, aber sie wussten von nichts, sie hatten zudem mit dieser Welt nichts zu tun. Das Pandämonium war nicht Aibon, das von den flaming stones erreicht werden konnte.

Und Mandra Korab, der den ersten Kontakt praktisch hergestellt hatte, war zu weit weg.

Ich verzweifelte, während ich zurückging. Die Welt wurde kleiner. Die Flammen kannten keine Gnade. Sie fraßen und zerstörten alles, was sich ihnen in den Weg stellte. Und sie holten immer mehr Monstren aus den finstersten Ecken des Pandämoniums hervor.

Ich sah die unmöglichsten Fabelgestalten an mir vorbeihuschen und in den Flammen zu Schatten werden. Das Reich des Spuks wertete sich mit jedem Schatten noch weiter auf. Diesmal war er der große Sieger, und ich hatte das Nachsehen.

Das Wissen, keinen Ausweg mehr zu finden, umkrallte mich wie eine gewaltige kalte Hand. Ich hatte, wenn man die äußeren Dinge in Betracht zog, schon in schlimmeren Situationen gesteckt. Da war ich stets direkt bedroht worden. Hier lauerte die Bedrohung noch. Sie war die Welt an sich, die immer mehr verging, denn die Götterdämmerung konnte nur der stoppen, der sie ins Leben gerufen hatte. Doch der Spuk wollte den Sieg.

Der Seher hatte einmal zugeschaut, jetzt würde er sehen, wie ich mich auf mein Ende vorbereitete.

Sollte ich mich verkriechen? Vielleicht fand ich irgendeine Bodenspalte, in die ich hineinpasste, um dort so lange zu warten, bis mich das Feuer erreichte.

Zuvor konnte ich aber auch meine Beretta nehmen und mir eine Kugel in den Schädel jagen. Dazu fehlte mir der Mut.

Das Heulen wurde lauter.

Immer mehr Monster glitten aus den Tiefen des Pandämoniums herbei. Sie jagten so nahe an mir vorbei, dass ich nach ihnen hätte greifen können. Und sie waren noch schneller geworden.

Das hatte seinen Grund.

Ich war in den letzten Sekunden zu sehr mit mir selbst beschäftigt gewesen, deshalb hatte ich die Feuerwand zeitweise aus den Augen verloren. Dies rächte sich nun.

Die Wand, die bisher immer vor mir gestanden hatte, nahm eine andere Form an. Sie wurde zu einem Kreis. Einem Kreis aus Feuer. Die letzten total verängstigten Monstren wurden aus ihren Verstecken hervorgezerrt und in die Vernichtung getrieben. Die Geisterdämmerung hatte das Finale erreicht.

Nur ich lebte noch, aber mich wollte der Spuk als letzten vernichten, um seinen Triumph auszukosten. Hier regierte er, hier zerstörte er. Es hatte auch keinen Sinn mehr, den Versuch eines Fortlaufens zu starten. Ich konnte stehen bleiben, wo ich war, und auf mein nahes Ende warten. Die Feuerwand schob sich seitlich und hinter mir mit einer beängstigenden Geschwindigkeit zusammen, um vernichten zu können. Und so wartete ich.

Meine Kehle war trocken, das Herz klopfte rasend. Mit jedem Schlag drang mehr Schweiß aus meinen Poren, und meine Knie wurden weich und zitterten.

Noch hatte ich die Todesangst zurückdrängen können, aber sie würde kommen und mich mit einer Urgewalt packen. So stark war kein Mensch, um sich dagegen anstemmen zu können.

Noch immer schaute ich mich um. Es war mir einfach gegeben, so zu reagieren. Immer wieder suchte ich nach Auswegen aus ausweglosen Lagen, doch diesmal sah ich nichts. Es gab keinen Weg durch die Flammen.

Und wieder einmal schaute ich nach vorn.

Da sah ich etwas im Feuer. Wie zum Hohn war dort ein Würfel

entstanden. Er leuchtete dunkler als das Feuer und war sehr deutlich zu erkennen.

Ich lachte hart auf, dann warf ich meine Worte dem Würfel entgegen.

»Ich weiß es, Spuk. Verdammt, ich weiß genau, dass du dabei sein willst, wenn ich sterbe. Ja, ich weiß es, und du wirst mit dem größten Vergnügen zusehen, wie mich dein Feuer zu einem Schatten zerreißt. Aber es wird andere geben, die meinen Tod rächen, das schwöre ich dir. Du kannst mich tten, aber das Schicksal und den Lauf der Welt nicht aufhalten. Das Böse wird nicht siegen. Das darf nicht sein. Die Menschen haben bisher alles überlebt, auch wenn sie Opfer bringen mussten. Und sie werden auch dich berleben, das kann ich dir versprechen, Spuk...«

»Nicht der Spuk, John, deine Rettung, deine Hilfe...«

Ich hörte die Stimme und schwieg. Wieder hatte der Seher sich eingeschaltet. »Wieso?« rief ich.

»Der Würfel ist deine Hilfe. Du musst auf ihn zugehen. Schreite in die Flammenwand hinein, Geisterjäger. Es ist tatsächlich die einzige Möglichkeit, die dir bleibt. Und beeile dich, die Geisterdämmerung ist in wenigen Augenblicken zu Ende...«

Da war die Stimme wieder weg. Ich aber folgte ihrem Rat und schritt auf die gewaltige Flammenwand zu...

Mein Blick war natürlich auf sie gerichtet, aber der Würfel nahm mein größtes Interesse in Anspruch. Der Seher hatte von einer Hilfe gesprochen, und erst jetzt dachte ich daran, dass es noch einen zweiten Würfel gab. Der lag in den Panzerschränken des Yard. Oder etwa nicht?

Ich schritt auf ihn zu. Das heißt, ich näherte mich zunächst einmal der Flammenwand und konnte feststellen, dass sie nicht mehr in Bewegung war, sondern stillstand.

War das schon die Hoffnung?

Ich glaubte daran und setzte meine Schritte weiter. Starr war der Blick auf den Würfel gerichtet, und plötzlich hatte ich das Gefühl, eine beinahe greifbare Stille zu erleben.

Nichts um mich herum rührte sich mehr. Ich schritt durch einen Kanal der Ruhe auf das magische Feuer zu, vor dem ich keine Angst mehr besaß. Mir kam der Würfel vor wie ein Lockvogel. Und er, der inmitten der Flammen stand, bewegte sich allmählich nach unten, als wollte er mir als Treppenstufe dienen und Unterstützung geben.

Ich lief weiter. Zählte die Schritte, spürte den Schweiß auf meinem Rücken und hörte die Stimme des Sehers in meinem Gehirn.

»Geh weiter, Geisterjäger! Immer weiter. Du kannst es nur so schaffen. Lass dich nicht beirren! Weiter, immer weiter...«

Und ich ging...

Die Flammenwand war für mich zu einem erstarrten Meer geworden, das mein gesamtes Blickfeld überdeckte. Nur dieser eine Punkt in der Mitte, der Würfel, der zeigte mir den genauen Weg.

Ich schritt hinein.

Plötzlich umgab mich das erkaltete Feuer. Das Kreuz flammte von selbst auf, es kämpfte gegen die Flammen an. Da war auch der Weg frei für mich, ich lief schneller, sah den Würfel größer werden und noch weiter wachsen. Streckte meine Arme aus, berührte ihn und vernahm in meinem Kopf das letzte erlösende Flüstern des Sehers.

»Endlich...«

Im nächsten Augenblick griff die Kraft des Spuks wieder ein. Mit unglaublicher Gewalt brachen die Flammen über den Resten des Pandämoniums zusammen und zerstörten diese unheilige Dimension. Die Geisterdämmerung hatte ihren endgültigen Abschluss gefunden. Und für mich war ein Fall abgeschlossen, der so ganz anders gewesen war als die übrigen, die ich erlebt hatte...

Der Wind war kalt, der Nebel feucht, ich schmeckte Tropfen auf der Zunge und sah vor mir ein Gesicht.

»Suko?« fragte ich.

»Ja.«

»Verdammt, Suko...« Auf einmal konnte ich nicht mehr sprechen. Ich fühlte nur noch, wie ich meinem Freund entgegenstürzte. Er mich festhielt, damit ich nicht zu Boden fiel.

Es war nicht zu fassen. Ich roch das Leder seiner Kleidung, hörte Stimmen, da war der Nebel und gleichzeitig auch die Kälte. Aber all dies empfand ich als herrlich, wunderbar und fantastisch. Die Welt hatte mich zurück, die Gegenwart hatte mich aufgenommen wie der Vater den verlorenen Sohn.

Das zu fassen und zu begreifen, war nicht einfach. Ich sagte zu Suko:

»Alter, ich glaube, du musst mir helfen.«

»Später, John, später.«

Ich drückte mich wieder zurück. Mein Gesicht war bleich. Ich sah den Würfel zwischen Sukos Händen und entdeckte auf seinem Gesicht auch das verzerrte Grinsen.

»Der Würfel, John, der Würfel! Stell dir vor, wir hätten ihn nicht gehabt...«

Ich winkte ab. Es war müßig darüber nachzudenken. Wir hatten ihn, und wir hatten ihn einsetzen können. Mochte der Spuk die Dimension des Pandämoniums auch zerstört und die Geisterdämmerung eingeleitet haben, mich hatte er wieder einmal nicht erwischen können. Und das war gut so...

Es dauerte bis zum anderen Morgen, ehe ich Zeit fand, mit Mandra Korab zu telefonieren. Geschlafen hatte ich während der Nacht ebenso wenig wie Suko oder Sir James.

Ich hatte fast nur erzählt und meine unwahrscheinlichen Eindrücke geschildert. Obwohl dieses Abenteuer fast schiefgegangen wäre, ich hätte es trotzdem nicht missen wollen, weil es mir eine ungemein

wichtige Erfahrung gebracht hatte.

Mandra Korab hatte schon auf meinen Anruf gewartet. Es wurde ein langes und teures Gespräch, aber der Yard übernahm schließlich die Kosten.

»Dann ist also das eingetroffen, was ich damals gesehen habe«, erklärte mir der Inder zum Schluss. Ich verstand nicht ganz und fragte nach.

»Die Geisterdämmerung, John. Es war die Geisterdämmerung, die ich sah, als ich auf dem Rad der Zeit in Aibon festgebunden war und in die Zukunft gedreht wurde. Erinnerst du dich?«

»Jetzt, wo du es sagst...«

»Es scheint also in Erfüllung zu gehen, was man mir dort zeigte.«

»Und was hast du noch gesehen, Mandra?«

»Einiges, mein Lieber, einiges. Ich werde es allerdings für mich behalten. Es ist besser so, viel besser. Mach's gut, John. Und grüße die anderen von mir...«

Er unterbrach die Verbindung. Auch ich legte den Hörer wieder auf. Es hatte keinen Sinn, sich jetzt über das Gedanken zu machen, was Mandra Korab vielleicht gesehen hatte. Wenn die Zeit reif war, würden wir bestimmt daran erinnert werden. Und dann, so rechnete ich, würde es mir hoffentlich so ergehen wie bei der unheimlichen Geisterdämmerung...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 054 »Aibon - Land der Druiden«

[\[2\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 054 »Aibon - Land der Druiden«

[\[3\]](#) Siehe John Sinclair Paperback Nr. 73 500 »Hexenküsse«